



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Pues nos llaman los piratas (...)“

Zwischen Vagantentum und Anpassung? Jugendliche
Außenseiter in Pío Barojas Trilogie „Der Kampf ums Leben“.

Verfasserin

Monika Maria Schett

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Juli 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Pädagogik

Betreuer: Ao.-Univ.-Prof. Dr. Reinhold Stipsits

Danksagung



Pío Baroja (UCM 1989/99, {ONLINE})

An dieser Stelle möchte ich meinem Diplomarbeitsbetreuer Ao.-Univ.-Prof. Dr. Reinhold Stipsits Danke sagen. Vielen Dank für die äußerst geduldige Betreuung meiner Arbeit, aber auch für die interessanten Anregungen und die Motivation zum richtigen Zeitpunkt.

Danke an meine Familie, insbesondere meinen Schwestern Renate, Gerlinde, Jasmin und Sandra.

Genauso bin ich meinen Freundinnen, v.a. Monika Blattenberger und Sophia Sigl, und meinen ArbeitskollegInnen für die Hilfe und Nachsicht während der Diplomarbeitsphase dankbar.

Und schließlich, Danke dir Markus, dass du mich unterstützt - nicht nur bei der Diplomarbeit und im Studium, sondern auch bei allen anderen Ideen und kleinen „Unsinnigkeiten“, die mir immer wieder einfallen.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	11
1.1. Einführung in das Thema und Fragestellung(en)	11
1.2. Aufbau der Diplomarbeit	14
2. Literatur und Pädagogik: Die Bedeutung literarischer Texte für das pädagogische Erkenntnisinteresse	16
2.1. Rückblick und aktueller Forschungsstand	16
2.2. Zusammenfassende Betrachtung	27
3. Exklusion in Gegenwart und Vergangenheit	29
3.1. Exklusion definieren: Aktuelle Konzeptionen von Exklusion	30
3.2. Ein historischer Blick auf das Thema Exklusion	38
3.2.1. Vagabunden als exkludierte Personen in der Vergangenheit	42
<i>Exkurs: Spaniens Gesellschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert: Identitätskrise, Massenverarmung und Perspektivenlosigkeit?</i>	50
3.3. Zusammenfassung des Kapitels	55
4. Pío Baroja und die Trilogie „Der Kampf ums Leben“	57
4.1. Pío Baroja – Person und Werk	57
4.2. Zum Inhalt von „Der Kampf ums Leben“	61

5. Methodische Vorgehensweise der Analyse	65
5.1. Beschreibung der Untersuchung der Trilogie	65
5.2. Das Formulieren Erkenntnisleitender Fragen	66
6. Analyse der Trilogie	66
6.1. Beschreibung der Jugendlichen	67
6.2. Manuels Abstieg in die Peripherie	70
6.3. <i>on the road</i> ...Manuels unstetes „Vagabundenleben“	73
6.4. Zum Entwicklungsverlauf der Brüder Manuel und Juan	79
7. Resümee und Ausblick	81
8. Literaturverzeichnis	84
Zusammenfassung/Abstract	92
Lebenslauf	94

Landstreicherlied (für Heinz Elm-Mann)

*Und wollt ihr wissen, wer ich bin,
ich weiß es selber nicht,
ich irre so durchs Leben hin,
weiß nicht, wo ich zu Hause bin
und will es wissen nicht.
Mein Leben ist mir einerlei,
geb keinen Heller drum,
ich suche nicht, was euch so plagt
und träume nachts, schlaf wenn es tagt,
sauf gerne Bier und Rum.
Ich bin kein Herr und niemals Knecht,
bin lustig, vogelfrei,
ein jedes Mädchen ist mir recht,
ich schenk ihr, was ich hab erfecht
und geh mit ihr ins Heu. –
Und wenn ich sterb, so leg ich mich,
wo gerade Platz dafür,
was kümmerts mich, was kümmerts dich,
mir ist der Tod nicht fürchterlich
und wärs vor deiner Tür.*

Arnold Waldwagner

1. Einleitung

„Pues nos llaman los Piratas (...)“ (Baroja 1946, 284).

1.1. Einführung in das Thema und Fragestellung(en)

Ich habe mich entschlossen, mich im Rahmen meiner Diplomarbeit mit dem Verhältnis von Pädagogik zur Literatur zu beschäftigen. Um mich diesem Spannungsverhältnis zu widmen, habe ich die Trilogie „Der Kampf ums Leben“ (im Original: „La lucha por la vida“) des spanischen Autors Pío Baroja ausgewählt.

„Das Leben der Piraten entspricht einem Gegenkulturprogramm par excellence. (...) Piraten und Freibeuter sind am Rande der Gesellschaft angesiedelt.“, schreibt Stipsits (2008, 41). Der Titel „Pues nos llaman los Piratas (...)“ („Also, sie nennen uns die Piraten“) bezieht sich auf eine jugendliche Gruppe, von der Gesellschaft ausgegrenzte Vagabunden in Barojas Trilogie, die ihr ärmliches Dasein mit „Ganereien“ in der südlichen Vorstadt Madrids am Ende des 19. Jahrhunderts fristen. Die komplexe Frage der Exklusion mit ihren Ursachen und Auswirkungen nimmt einen wesentlichen Platz in der Sozialpädagogik ein. Sie behandelt gesellschaftliche Ausschlusserfahrungen, nicht nur als Randgruppenphänomen, d.h. als ein Phänomen von Rand und Mitte, sondern als Ausschluss innerhalb der Gesellschaft.

Mein Forschungsinteresse geht der Frage nach, welchen Stellenwert jugendlichen Außenseitern in dieser Trilogie zukommt. Das Ziel der Arbeit ist es, herauszufinden, wie marginalisierte, vagabundierende Jugendliche zu jener Zeit in der Literatur dargestellt wurden. Und schließlich, ob sie, wie im Titel aufgeworfen, im Konflikt stehen zwischen einem Leben als Vagabunden und einem als an die Gesellschaft angepasst. Der Grund, warum ich mich in meiner Analyse auf Jugendliche konzentriere liegt nicht nur darin das vorhandene Material einzugrenzen sondern auch weil die zentralen Figuren des Romans Jugendliche (vor allem männliche Jugendliche) darstellen.

Meine zentralen Forschungsfragen, die in der vorliegenden Diplomarbeit behandelt werden, lauten: *Wie werden exkludierte Jugendliche in Barojas Trilogie „Der Kampf ums Leben“ dargestellt? Welche Entwicklungsprozesse durchleben die ausgegrenzten Jugendlichen im Laufe der drei Novellen?*

Das behandelte Thema ist für die Sozialpädagogik insofern von Bedeutung, da sowohl die Problematik der sozialen Exklusion als auch die Adoleszenz mit ihren Entwicklungs- und Bildungsprozessen bedeutsame Themen in der Sozialpädagogik darstellen.

Um die Trilogie hinsichtlich sozialpädagogischer Erkenntnisse zu ergründen, werde ich pädagogisch-hermeneutisch vorgehen. Durch die Verwendung der hermeneutischen Methode wird anhand von ausgewählten Textbeispielen aus den drei Bänden der Trilogie versucht, das Problem der Exklusion zu beleuchten, nachzuvollziehen wie soziale Ausgrenzung in der damaligen Zeit (im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts) abgebildet wurde und dadurch neue Sichtweisen der Exklusionsthematik aufzuzeigen. Bei der Analyse der Trilogie sollen speziell die methodischen Grundsätze der hermeneutischen Interpretation von Rittelmeyer und Parmentier (2007, S. 41-47) beachtet werden.

Ein wesentliches Werk für meine Diplomarbeit stellt ebenso der Sammelband „Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II“ von Koller und Rieger-Ladich (2009) dar. In der Einleitung des Sammelbandes erläutern die Herausgeber die zentrale Rolle der Jugend in der Literatur sowie in der Erziehungswissenschaft:

„Wie kaum ein anderes Thema steht die Adoleszenz derzeit im Zentrum sowohl pädagogischer als auch literarischer Aufmerksamkeit“. (Koller/Rieger-Ladich 2009, 7)

Nach Böhnisch (2008, 142ff) zeichnet sich der sozialpädagogische Zugang zur Adoleszenz besonders durch die Problematik der Lebensbewältigung und der „Bedürftigkeit“ der Jugend aus. Die Sozialpädagogik fragt nach der Bewältigung von der eigenständigen Rollenübernahme in Schule, Beruf und im Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen usw. und richtet den Blick darauf, welche

Konflikte dabei entstehen können. Neben den Bewältigungsproblemen befasste sich die Sozialpädagogik in speziellen mit der sozialen Integration Jugendlicher in die Erwachsenen- und Erwerbsgesellschaft. Böhnisch (ebd., 147) spricht den klaren Individualisierungsprozess der Jugendphase an und bemerkt diesbezüglich, dass die Jugend heute stärker individuell „bewältigt“ werden müsse, „die Chance, dass Jugend gelingt, und das Risiko des Scheiterns in und an der Jugendphase liegen dicht beieinander und sind biographisch unterschiedlich verteilt.“ (ebd.) Die „Statuspassage Jugend“ (ebd.) sei brüchig und der Übergangsprozess in eine absehbare Zukunft in der Gesellschaft nicht mehr selbstverständlich. Auch der Begriff der „Anpassung“ ist laut Mollenhauer (2001, 71) in der Pädagogik von wesentlicher Bedeutung, da der Begriff selbst ein grundlegendes pädagogisches Problem beinhaltet:

„Die Differenzen und Widersprüche der Institutionen, Gruppen, Meinungen, Familien, Personen, an denen das Kind und der Jugendliche Stabilität erringen sollte, machen die Anpassung zu einem pädagogischen Problem ersten Ranges; (...) Fast in allen Bereichen hat es die Sozialpädagogik mit Anpassungsvorgängen zu tun: mißglückten, verfehlten, allzu glatt gelungenen, mit dem Nachholen versäumter, mit dem Unterstützen notwendiger, ja mit der Anpassungsfähigkeit selbst, ihrer Flexibilität oder Beschränktheit, ihrer Unterstützung oder Hemmung.“ (ebd.)

Die sozialpädagogische Aufgabe dabei bestehe nach Mollenhauer (ebd., 72) wesentlich in der Herstellung einer Balance zwischen den Bedürfnissen und Motiven Einzelner und den von der modernen Gesellschaft gegebenen Anforderungen. Schließlich leiste die Sozialpädagogik „Integrationshilfen an den vielen Übergängen und Konfliktstellen, die das Heranwachsen in der modernen Gesellschaft charakterisieren, und bessert die Schäden aus, die dem einzelnen dabei immer wieder zugefügt werden.“ (ebd., 27)

Durch die Literaturanalyse wird es möglich, eine andere Perspektive auf das Thema der Ausgrenzung jugendlicher Personen einzunehmen. Literarische Texte stellen Texte der Gesellschaft dar, in der sie entstehen (vgl. Brumlik 2003, 243) und können genaue Auskünfte über die tatsächliche Lebenswelt von Jugendlichen geben (vgl. Stipsits 2009, 74f). Die Analyse der Trilogie kann durch das Beachten des historischen Kontextes und der entsprechenden

Kenntnis über Konzepte und Definitionen von Exklusion, Aufschluss über jugendliche Außenseiter zur Zeit geben, in der die Trilogie entstanden ist.

Wie angeführt, ist es bei der hermeneutischen Analyse von Wichtigkeit, die historischen und sozialen Zusammenhänge zu berücksichtigen. (vgl. Rittelmeyer/Parmentier 2007, 45) Dietrich hebt die Relevanz der historischen Gewissheit hervor und erklärt, die Pädagogik könne die „ihr gestellten Aufgaben nur lösen, wenn sie ihr >Umfeld<, (...) und die >Tendenzen der Zeit< beachtet sowie die >Geschichtlichkeit< ihrer Phänomene durchsichtig macht. Pädagogisches Denken ist stets ein standortgebundenes Denken.“ (1998, 285) Er betont die Wichtigkeit des Aufdeckens der historischen Zusammenhänge, denn „man kann das pädagogische Geschehen der Gegenwart nur dann richtig verstehen, wenn man auch die Wurzeln und die Entwicklung der einzelnen Probleme kennt.“ (ebd., 290)

1.2. Aufbau der Diplomarbeit

Im Anschluss an die Einführung in das Thema und in die Forschungsfragen werde ich im zweiten Kapitel das Verhältnis von Literatur und Pädagogik beleuchten und, mit Bezug auf aktuelle Beiträge von AutorInnen wie beispielsweise Winkler, Koller und Rieger-Ladich, die Bedeutung literarischer Texte für die Erziehungswissenschaft herausarbeiten.

Das dritte Kapitel bildet den theoretischen Rahmen der Diplomarbeit und beschäftigt sich mit dem Begriff der Exklusion. Zu Beginn des Kapitels werden Konzepte bzw. Definitionen von Exklusion dargestellt, danach wird der Blick zum besseren Verständnis auf soziale Ausgrenzung in der Vergangenheit gerichtet, in dem im Besonderen auf Vagabunden eingegangen wird. Das Kapitel schließt mit einem kurzen Exkurs zur gesellschaftlichen und politischen Situation Spaniens am Ende des 19. Jahrhunderts ab.

Das vierte Kapitel befasst sich mit dem Schriftsteller Pío Baroja und die Inhalte seiner Trilogie „Der Kampf ums Leben“.

Danach werde ich mich im fünften und sechsten Kapitel mit der exemplarischen Analyse der Trilogie auseinandersetzen. Dabei werden als Unterstützung für die Interpretation der drei Novellen -neben den leitenden Forschungsfragen- Erkenntnisleitende Fragen erarbeitet.

Zum Schluss diskutiere ich im Resümee die Ergebnisse aus der Analyse und erläutere weiterführende Überlegungen, die sich aus der Diplomarbeit ergeben haben.

„La literatura no puede ser nunca sino la expresión de la época.“

(„Die Schriftsteller sind wie ihre Werke Kinder ihrer Zeit.“)

Mariano José de Larra¹

2. Literatur und Pädagogik: Die Bedeutung literarischer Texte für das pädagogische Erkenntnisinteresse

In diesem Kapitel werde ich mich dem Verhältnis von Pädagogik zu schöner Literatur widmen und herausarbeiten, welche Rolle die Belletristik für die Pädagogik in den letzten Jahrzehnten eingenommen hat und wie diese Beziehung in der Pädagogik gegenwärtig thematisiert wird.

Hierbei sollen auch die Fragen beantwortet werden, was PädagogInnen an der Literatur interessiert und warum literarische Texte als pädagogische Erkenntnisquellen herangezogen werden können. Dazu werde ich verschiedene Positionen von ErziehungswissenschaftlerInnen gegenüberstellen und diskutieren sowie auf den derzeitigen Forschungsstand eingehen.

2.1. Rückblick und aktueller Forschungsstand

Ausgehend von der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft im Jahre 1978, bei der sich eine Gruppe von PädagogInnen mit dem Thema „Wissenschaftliche Erschließung autobiographischer und literarischer Quellen für pädagogische Erkenntnis“ beschäftigte, wurde ein Jahr danach der Sammelband „Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens“ publiziert. Die ursprüngliche Idee dahinter bestand laut den Herausgebern Baacke und Schulze in der Wiederentdeckung des so genannten „subjektiven Faktors“, der den Blick auf ein individuelles Leben, auf eine „Lebensgeschichte“, eine Biographie richtet (vgl. Baacke/Schulze 1979, 7 u. 1993, 9):

¹Mariano José de Larra: spanischer Schriftsteller (1809-1837); hier zit. n. Niedermayer 1964, 10

„Die „gesellschaftlichen Bedingungen“ finden ihren Counterpart im Detail einer Biographie, einer Situation, eines Erlebnisses.“ (ebd. 1979, 7)

Im Sammelband wurde daraufhin die Bedeutung von -größtenteils autobiographischen²- Geschichten für die pädagogische Forschung und Lehre dargestellt und der Versuch unternommen, „der Pädagogik neue methodische Zugänge zu eröffnen und neues Terrain zu erobern“ (ebd.), indem durch die Geschichten „generelle Strukturmomente menschlicher Entwicklung und Selbstverständigung greifbar werden, die anders nur schwer oder vielleicht auch gar nicht zu erfassen sind.“ (ebd., 8) In der Neuauflage von 1993 sprechen Baacke und Schulze davon, dass ihre Gedanken zwischenzeitlich aufgenommen wurden und sich zu einem Programm herausgebildet haben, „zum Programm einer hermeneutisch und biographisch orientierten, narrativen Pädagogik.“ (Baacke/Schulze 1993, 6)

Baacke (1993, 87) bezeichnet die Beschäftigung mit erzählenden Texten in der Pädagogik als etwas „Selbstverständliches“. Texte die erzählen, liefern ein „Reservoir an Erfahrungen, die man aus der Distanz betrachten, ordnen und interpretieren kann“ (ebd.) und können folglich zu „Vehikeln pädagogischer Einsicht werden, deren Interesse an verstehendem Handeln durch sogenannte wissenschaftliche Literatur (...) oft nicht befriedigt werden kann.“ (ebd.) Nach Baacke (ebd., 120f) soll das Programm „Aus Geschichten lernen“ aufzeigen, dass sich Geistes- und Sozialwissenschaften mittlerweile einander annähern und dass die Pädagogik ebenso in anderen Disziplinen -Geschichten werden auch in der Literaturwissenschaft, Linguistik, Soziologie, usw. verwendet- Antworten auf die Frage finden kann, was wir in weiterer Folge aus Geschichten lernen können.

„Aus Geschichten lernen, das also ist auch ein Programm gegen einen pädagogischen Provinzialismus.“ (ebd., 121)

Wiederum sei nach Baacke (ebd., 121ff) speziell im Narrativen das „*Proprium*“, das „Eigene“ der Pädagogik stärker als an anderen Stellen zu entdecken. Für ihn zeige die Auseinandersetzung von Pädagogik und Literatur im Sammelband

² Hierbei ist zu erwähnen, dass sich im Sammelband „Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens“ (1979) nur der Beitrag von Dieter Baacke mit Beispielen aus fiktiver Literatur beschäftigt.

eine „Wiedergewinnung des Narrativen“ (ebd., 124) auf, die Wiedergewinnung von etwas, das zuvor verloren gegangen ist.

„Dies [die Wiedergewinnung des Narrativen; Anm. MS] darf nicht geschehen als Rückfall in pure Textthermeneutik. Pädagogik wird auch eine empirisch-analytische Wissenschaft sein, wenn solche Forschungsprogramme weiterführen. Es könnte sein, daß narrative Pädagogik zwar nicht ein Datendefizit schließen hilft, aber ein anderes, unter dem wir alle leiden: die Disjunktion von pädagogischer Theorie und pädagogischem Handeln.“ (ebd., 124)

Die beiden Sammelbände „Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane“ (2005) sowie „Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II“ (2009) liefern einen bedeutsamen Beitrag bezüglich der Auseinandersetzung von schöner Literatur und Pädagogik. Während in „Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane“ im Allgemeinen das Verhältnis von Pädagogik zur Literatur im Vordergrund stand, konzentriert sich der Folgeband, auf welchen ich anschließend noch näher eingehen werde, im Besonderen auf das Thema Adoleszenz.

Die Herausgeber der beiden Sammelbände, Koller und Rieger-Ladich, zeichnen 2005 (7ff) einleitend die Entwicklung der erziehungswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit literarischen Quellen seit der Publikation von „Aus Geschichten lernen“ nach und bemerken diesbezüglich einen ambivalenten Eindruck. Einerseits bildete sich in Folge tatsächlich eine „erziehungswissenschaftliche Biographieforschung“ heraus (vgl. Krüger/Marotzki 1999, zit. n. Koller/Rieger-Ladich 2005, 7), andererseits hatte dabei die (Erzähl-) Literatur bei näherer Betrachtung das Nachsehen. Nicht literarische, häufig fiktionale Texte, sondern narrative Interviews seien heute die bevorzugte Datensorte der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Koller und Rieger-Ladich (ebd.) heben hervor, dass man sich in der Pädagogik seit 1979 durchaus ausgeprägt mit dem Erkenntnisgewinn aus der Analyse schöner Literatur für die Erziehungswissenschaft beschäftigte.

Zu erwähnen ist hier unter anderem Hans Bokelmann, der bereits 1979 diesbezüglich folgendes Problem aufwarf:

„Dieser Vorgang, die Bezugnahme auf fiktionale Texte aus Interesse an Wahrheit, signalisiert die strittige Frage, ob nichtwissenschaftliche Texte, hier: vorzugsweise pädagogisch relevante fiktionale Texte, in Fragen pädagogischen Handelns Wahrheitsfindungsprozesse fördern können.“ (Bokelmann 1979, 115)

Nichtwissenschaftliche, literarische Texte ermöglichen laut Bokelmann einerseits, „die in theoretischen Texten eingeschlossenen Erfahrungen, (...) wieder freizusetzen“ (ebd.) und andererseits, „die „Erfahrungsrationalität“, in der sich Handelnde begreifen und die der „Konstruktionalität“ von Theorien entgangen sein könnte, plausibel zu machen.“ (ebd.) Wissenschaftliche und fiktionale Aussagen müssen demnach nicht als unvereinbar gelten und können sogar auf eine sie „übergreifende Erkenntnischance“ (ebd.) verweisen.

Auch Jürgen Oelkers und Klaus Mollenhauer setzten sich seit der Mitte der 1980er-Jahre mit dieser Thematik auseinander. Oelkers ging 1985 der Frage nach, was PädagogInnen an der Literatur interessiert und deckte ihr Verhältnis auf, indem er Folgendes erklärte:

„(...) denn hier wie dort geht es um „Subjektivität“, um die Frage, wie sich „entwickelt“ oder wie „beeinflusst“ werden kann, was immer schon einzig ist. Aber literarische Texte sind keine Deduktionen aus allgemeinen Theorien. Sie thematisieren und verdichten „Subjektivität“ auf eine Weise, die querliegt zu den gewohnten pädagogischen Rastern.“ (Oelkers 1985, 6)

Im Jahr 1983 bezeichnete Mollenhauer in der Einleitung seines Werkes „Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung“ Franz Kafkas berühmten Brief an seinem Vater als eines der „erstaunlichsten pädagogischen Dokumenten unserer Kultur“ (Mollenhauer 2003, 9). Literarische Texte wie u.a. jener von Franz Kafka seien selten „Erfolgsmeldungen“ (ebd.), sie nennen nicht eine Ansicht als die einzig Wahre der Erziehung und drängen andere nicht dazu, unbedacht nachzuahmen.

„Diese Texte und Dokumente folgen keiner Mode, operieren nicht mit Schlagworten. Sie reden verständlich und eindringlich.“ (ebd.)

Mollenhauer betont hier ebenfalls den Stellenwert der Historizität, da das Reden über Erziehung auch immer historisch sei. Es werde dabei dauernd etwas „über Geschichte“ (ebd., 12) auf „geschichtliche Weise“ (ebd.) gesprochen.

„Noch die gegen Vergangenheit gleichgültigste pädagogische Behauptung hat Geschichte zum Thema, mindestens die Geschichte einer Generation, zukünftige Geschichte.“ (ebd.).

Kafkas Brief konnte laut Mollenhauer (ebd., 12ff) nicht zu irgendeiner Zeit geschrieben werden, die verwendeten Auffassungen wären zu einem anderen, früheren Zeitpunkt befremdlich gewesen. Das in geschichtlicher Hinsicht Spezielle an literarischen Texten liege an einer darin beschriebenen pädagogischen „Aporie“, einer Ausweg- bzw. Ratlosigkeit, die wir als „zu uns gehörend“ (ebd., 14) annehmen können, was ein essentieller Teil unserer geschichtlichen Situation sei.

Bei der Heranziehung erzählender Literatur zur pädagogischen Erkenntnisgewinnung ging es laut Christian Niemeyer für Mollenhauer nicht nur darum, eine „andere Sprache“ (Mollenhauer 1991, 81, zit. n. Niemeyer 2005, 242) als jenen „sozialwissenschaftlichen Jargon“ (Niemeyer 2005, 242) zu finden, sondern primär darum, „den Kanon der ihm vertrauten sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden zu prüfen und, vermittelt nicht zuletzt über Einsichten aus literarischen Quellen, möglichst zu erweitern.“ (ebd.)

Micha Brumlik lehnt sich in seinem Beitrag „Sozialpädagogische Forschung und Literaturanalyse“ an einen von Klaus Mollenhauer 2000 posthum erschienenen Artikel über bildungstheoretische Motive in Romanen von Thomas Mann an. Mollenhauer schreibt darin,

„ (...) daß die erzählende Literatur, in herausgehobenen und bemerkenswerten Fällen, nicht nur illustriert, was ohnehin bekannt ist, nicht nur narrativ ausbreitet, was man im szientistischen Wissenstand in kürzeren Formulierungen zur Hand hat, sondern darüber hinausgehende oder intern subtiler differenzierende Vorkommnisse fingiert, in denen gleichsam heuristische Hypothesen eingehüllt sind. Es handelt sich also um Textsorten, die am Rande der Wissenschaft operieren.“ (Mollenhauer 2000, 50)

Brumlik (2003, 241f) greift Mollenhauers Aussage auf und liest sie als These, dass Literaturanalyse zum Erkenntnis- und Erfahrungsgewinn von Sozialpädagogik und Erziehungswissenschaft mehr beitragen könne als gewöhnliche empirische Forschung. Literarische Texte verfügen „über einen reicheren Erfahrungs- und Präzisionsgehalt“ als „sozialwissenschaftliche Texte“ (ebd.). Nach Auffassung von Brumlik ist Literatur, wie jede Kunst, „stets

Auskunft über den Gegenstand, den sie reklamiert, aber immer auch Selbstauskunft – Selbstauskunft des Autors aus einer Lebenssituation heraus.“ (ebd.) Ricken (2005, 37) verweist auf das Vermögen literarischer Texte, „Wahrnehmungen kultureller Problemlagen, Tendenzen und Atmosphären als aktuell bedeutsame Verschiebungen gesellschaftlicher Problemdeutungen und menschlicher Selbstbeschreibungen zu lesen und damit in gewisser Hinsicht als einen Seismographen zu nutzen“ (ebd.). Dieser Seismograph sei wesentlich „breiter und feinfühlicher“ (ebd.) als es wissenschaftliche Theorien sind. Auch Priem vertritt die These, dass die Literatur ein „seismographisches Instrument“ (2009, 157) sei bzw. einen „Seismograph des Sozialen“ (ebd., 155) darstelle. Es bestätige sich, dass literarische Texte historische Zeiträume in ihrer „Unschärfe und Unbestimmtheit sowie den Widersprüchen und Konflikten“ (ebd., 162) des realen Lebens zur Thematik haben.

Die Abgrenzung zwischen Wissenschaft und Literatur scheint laut Brumlik (2003, 243) in der Literatur selbst ungenau zu sein, beispielsweise wenn sich AutorInnen für ihre Werke sozialwissenschaftlicher Theorien bedienen und diese dann deutlich und direkt als solche erörtert werden. Für Brumlik gilt deshalb, dass belletristische Texte, wie grundsätzlich alle Schriften, „Texte der Gesellschaft sind, in der sie entstehen“ (ebd.) und bringen die zugrundeliegenden Strukturen einer Kultur bzw. Gesellschaft zum Vorschein.

„Geschichten, Narrative, sind sprachliche Äußerungen, die auf Orte, Zeitpunkte und –räume Dinge sowie Personen und ihre Handlungen Bezug nehmen und diese Bestandteile miteinander verknüpfen und alles in allem dem Sprechakt der Behauptung genügen. (...) Auf jeden Fall verstehen sich Menschen grundsätzlich in Form vergehender und vergangener sozial erlebter Zeit.“ (ebd., 245)

Die Welt setzt sich nach Brumlik (ebd., 246) aus zahlreichen möglichen Begebenheiten und demzufolge auch aus zahlreichen möglichen Geschichten zusammen. Konstruierte Texte, die Bildungs- und Erziehungsprozesse thematisieren, geben letztlich mögliche Geschichten wieder,

„(...) mögliche Geschichten, die freilich als Niederschlag der Erfahrung wirklicher Personen mit einer wirklichen Geschichte bzw. als Ergebnis der Kommunikation eines Autors mit einem Publikum, also als Ausdruck einer Kommunikation von Personen mit wirklichen Geschichten über mögliche Geschichten gelten können.“ (ebd.)

Oelkers (2009, 147) nennt Romane diesbezüglich „ausgedachte Geschichten“ (ebd.), sie erzählen Geschichten einer Fiktion, die jedoch möglich sein könnten und die für den Leser Realitätsgehalt haben.

„Die Handlungen von Romanen fesseln den Leser, weil sie so oder ähnlich auch im Leben geschehen und nur nicht aufgeschrieben werden, also keine Sprache finden. Der hauptsächliche Unterschied zu den Geschichten des Lebens sind nicht die Figuren, in denen wir uns wieder erkennen, und auch nicht die Erzählung, die uns bekannt vorkommt, weil jeder so etwas erleben kann, sondern die Sprache. Und, damit verbunden, die Theorie des Autors, die sich in der Art und Weise, wie erzählt wird, artikuliert.“ (ebd.)

Laut Koller und Rieger-Ladich (2005, 8f) sind aus den Beiträgen von Bokelmann, Mollenhauer und Oelkers zwei Argumente zu erkennen, die die Erschließung von (Erzähl-) Literatur für die pädagogische Erkenntnis ausweisen. Dem ersten Argument zufolge, haben literarische Texte oft Probleme zum Inhalt, die auch im Mittelpunkt pädagogischen Interesses stehen, jedoch mit einem speziellen Charakter, mit einer „spezifischen, vom theoretischen Zugriff der Wissenschaft deutlich unterschiedenen Art und Weise“ (ebd., 9). Auch Ricken (2005, 36f) erklärt, dass literarische Texte in der Pädagogik gerade deshalb Verwendung finden, weil in der Literatur selbst pädagogische Probleme ausdrücklich thematisiert werden. Besondere Elemente der (Erzähl-) Literatur seien nach Koller und Rieger-Ladich die „Konkretheit, die Anschaulichkeit und die Differenziertheit“ (2005, 9). Durch die literarische Bearbeitung pädagogischer Problemstellungen sei die Belletristik, so Koller und Rieger-Ladich ergänzend, nicht nur in der Lage, „bereits vorliegende pädagogische Einsichten zu illustrieren oder abstrakte Theorien zu veranschaulichen“ (ebd.), sondern über die „illustrative Funktion“ (ebd.) hinaus auch imstande neuen Erkenntnisgewinn zu erlangen, indem sie Gesichtspunkte der Erziehungswirklichkeit beleuchten, die sonst nicht oder nur schwer erreichbar seien.

Das zweite Argument führe die Unterschiede, wovon es sich jeweilig in Pädagogik und Literatur handelt, auf und erkläre, dass man in der Beschäftigung mit literarischen Texten auch eine gewisse Skepsis einnehmen könne. Koller und Rieger-Ladich sprechen hier konkret von einer „Entzauberung pädagogischer Ambitionen“ (ebd., 10) und von einer „Skepsis gegenüber

einheimischen Pathosformeln“ (ebd.). Sie erklären schließlich, dass beide angeführten Aspekte bis dahin in der Erziehungswissenschaft ohne größere Wirkung geblieben sind und dass der Sammelband deshalb die Absicht habe, „die in den bisherigen Grenzgängen zwischen Erziehungswissenschaft und Literatur enthaltenen Anregungen aufzugreifen und weiterzuentwickeln.“ (ebd.) Wie schon Baacke 1993, weisen Koller und Rieger-Ladich (vgl. ebd.) auf die Auseinandersetzung anderer Disziplinen mit literarischen Texten hin, wie beispielsweise die Soziologie, die Philosophie und die Geschichtswissenschaft, die ein verstärktes Interesse an diesen Texten zeigen. Koller und Rieger-Ladich greifen diese Anregungen auf und versuchen anhand von ausgewählten Romanen der Gegenwartsliteratur, „das Anregungspotenzial *zeitgenössischer* Romane für die erziehungswissenschaftliche Theoriebildung auszuloten.“ (ebd., 11) Die Beschäftigung mit zeitgenössischen Texten wie hier im Sammelband stelle ein Novum dar, da zuvor eher klassische Texte von Kafka, Goethe oder Mann im Interesse erziehungswissenschaftlicher Lektüre lagen.

May (2006, 12) geht ebenso auf diese Problematik ein und schreibt, dass Werke von Autoren wie Goethe und Mann als Klassiker der Pädagogik bzw. als erziehungstheoretisch relevante Literatur behandelt werden, während andere Texte und SchriftstellerInnen, die sich ebenfalls mit Problemen der Bildungstheorie beschäftigen, bis jetzt eher im Hintergrund blieben. May setzt sich mit dem Bildungsroman auseinander, sie thematisiert in ihrem Buch dessen bildungstheoretischen Stellenwert, der ihr zufolge eine „Schnittstelle zwischen Erziehungs- und Literaturwissenschaften markiert“ (ebd., 11) und der „Literatur als privilegierten Ort der Thematisierung von Erziehungs- und Bildungsprozessen kenntlich werden lässt.“ (ebd.). Sie hebt außerdem hervor, dass trotz aller Schwierigkeiten und Diskussionen Einigkeit darüber herrsche, dass es sich um Probleme der Bildungswissenschaft, um „Gegenstände erziehungswissenschaftlicher Forschung“ (ebd.) handelt, die hierbei im Mittelpunkt stehen.

Casale (2005, 21) nennt die „edle Pädagogisierung“ der Literatur durch die Bildungsromane im 18. Jahrhundert als „wahrscheinlich die bekannteste und für einige die glücklichste Episode der Beziehung zwischen Literatur und Bildung.“ (ebd.) Sie bezeichnet das Verhältnis zwischen Literatur und Pädagogik als eine

„Nachbarschaftsbeziehung“, in der die Literatur heute die andere Seite, das „Draußen“ der Pädagogik darstelle. Literatur biete für pädagogische Reflexionen eine Herausforderung und könne hilfreich sein, „einen verfremdeten Blick auf pädagogische Gewissheiten auszubilden.“ (ebd., 20) Die Literatur ist nach Casale autonom, unabhängig. Zwar entspringe sie einem gewissen geschichtlichen Rahmen, drücke auch seine Probleme und sein Befinden aus - jedoch entweicht sie seiner Verständlichkeit, „den sinnhaften Strukturen der Welt“ (ebd., 26), weshalb es der Literatur möglich ist, der andere Ort zu sein und ihre „unverständlichen Geschichten“ zu schreiben.

Einen interessanten Ansatz zur Auseinandersetzung von literarischen Texten mit der Erziehungswissenschaft findet man bei Michael Winkler in „Kritik der Pädagogik“: „(...) *man denkt Erziehung, indem man von ihr erzählt.*“ (Winkler 2006, 44f) Winkler sieht die pädagogische Denkform nicht streng wissenschaftlich, sondern in erster Linie literarisch, imaginativ und sich „behind the looking glass“ (ebd.) bewegend. Ihr Inhalt lasse sich nicht durch direkte Wiedergabe, sondern nur in einem Spiegel, der wie ein „Vexierbild“ funktioniere, festhalten.

„Formal und häufig inhaltlich macht sie dazu ihren sachlich und objektiv gleichsam *undenkbaren* Gegenstand *denkbar*, indem sie ihn utopisch darstellt: Wer Erziehung in der realen sozialen und geschichtlichen Welt begreifen will scheitert notwendig, weil sie dort nicht konsistent zu fassen ist. In der anderen Welt der Literatur aber kann man sie dekontextualisieren, ästhetisch vorstellen, sie in der Paralogik und Unlogik einer Erzählung bringen, die auch Veränderungen zum Thema macht, welche unmittelbar weder systematisch noch linear sprachlich abzubilden sind.“ (ebd.)

Winkler (ebd., 45) stellt fest, dass Erziehung das Literarische benötigt und ohne (theoretische) Fantasie kaum fassbar wäre. Einblicke in die Probleme und Strukturen von Erziehung und Bildung würden erst durch Romane, Novellen, Aphorismen, Fragmente und möglicherweise durch den Witz ermöglicht. Durch literarische Repräsentationen komme zum Ausdruck, was „*ordentlicher* Theorie“ (ebd.) vorenthalten bleibe.

„Die Literatur erlaubt, den unvermeidlich realen Sachverhalt von Erziehung eben als nicht gegeben zu fingieren – und umgekehrt begegnen in der Literatur auch monströse Darstellungen von Erziehungssystemen, welche in der Realität kaum aufzufinden sind.

Die literarische Darstellung erlaubt hier eine Art ideeller Reinheit des Geschehens, die praktisch realisiert nur als totalitär anzusehen wäre.“ (ebd., 46)

Gerade durch die Überzeichnung erhalte man Erkenntnisgewinn, Elemente von Erziehung werden dann erkennbar, die in der erzieherischen Wirklichkeit passieren könnten. Nach Winkler sollten diese nicht als Ideal, sondern als nachfolgende Warnung zu lesen sein: „*Dies kann in der Erziehung passieren*“. (ebd.)

In der von Koller und Rieger-Ladich publizierten Fortsetzung des Sammelbandes mit dem Titel „Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II“ (2009) steht, wie eingangs erwähnt, die Jugend im Zentrum des Interesses. Jugend sei nach Koller und Rieger-Ladich (2009, 7) seit Beginn des 18. Jahrhunderts sowohl in der Belletristik als auch seit Rousseaus „Emile“ in der Erziehungswissenschaft ein zentrales Thema gewesen. Die AutorInnen des Bandes führen die pädagogische sowie die literarische Perspektive auf die Adoleszenz hin zusammen und analysieren literarische Werke aus pädagogischer Sicht, „was sie zur Bereicherung und Erweiterung – aber auch zur Infragestellung und Verunsicherung – des pädagogischen Blicks auf die Lebensphase Jugend beitragen können.“ (ebd., 8) Durch ausgewählte, zeitgenössische Romane im Sammelband werden neue Blicke auf „Jugend und Jugendliche bzw. auf adoleszente Entwicklungs- und Bildungsprozesse“ (ebd., 9) herausgearbeitet.

Erzählende Literatur liefere, so Koller und Rieger-Ladich weit „detailreichere, sensiblere, nuanciertere und ungleich genauere Darstellungen“ (ebd. 8f) als Datenmaterial aus der empirischen Forschung. Das Problem der Adoleszenz sei besonders prädestiniert für die Frage, welche Schlussfolgerungen aus der pädagogischen Beschäftigung mit literarischen Texten zu ziehen wären.

„Das Thema Adoleszenz ist für die Erörterung dieser Frage insofern geeignet, als diese Lebensphase sich – wie eingangs angedeutet – aufgrund ihrer Zukunftsoffenheit bzw. ihrer Möglichkeitsstruktur für literarisch-ästhetische Darstellungen in besonderer Weise anbietet.“ (ebd., 9)

Stipsits, der sich in diesem Band mit der Bedeutung von Jugend und ihren Aufstiegshoffnungen beschäftigt, weist in seinem Beitrag darauf hin, dass „das

Besondere, das Ausgefallene“ (2009, 66) die Neugierde der LeserInnen wecke, die je nach Erzählperspektive dem Schicksal der „Helden“ folgen. Im Gegensatz dazu erhebe die Wissenschaft einen Anspruch auf die „Verallgemeinerbarkeit von Aussagen“ (ebd.), den sie durch ein „umfangreiches Methodenrepertoire“ (ebd.) bewahren will.

Nach Stipsits handelt es sich bei literarischen Texten um „ernstzunehmende Befunde, gekonnte Verdichtungen, phänomenologische Annäherungen an die Welt“ (ebd., 67), die genaue Auskünfte über die tatsächliche Lebenswelt von - hier insbesondere- Jugendlichen geben können:

„Literarische Beispiele von Jugendlichen bzw. über Jugendliche sind eine Form empirischer Quellen über deren Lebenswelten. Die Quellen scheinen trefflich die Lebenswirklichkeit abzubilden und sind durch ihre ästhetische Gestaltung ansprechender als durch Operationalisierung beobachtbaren Verhaltens und Reduktion von Komplexität gewonnene Aussagen.“ (ebd., 74f)

Um komplizierte Verhältnisse zu Sprache bringen und thematisieren zu können benötige man laut Andresen (2009, 166) die Kunst, speziell die Literatur. Die Empfindungen, die Gefühle von Jugendlichen kommen in der Literatur als dem „anderen Ort“ der Pädagogik (wie Casale sie definiert hat) auf ästhetische Weise zum Ausdruck. Gerade die Figur der Jugend erweise sich nach Andresen als „Spiegel herrschender sozialer Ordnungen und ihrer Abgründe.“ (ebd., 175)

2.2. Zusammenfassende Betrachtung

In diesem Kapitel habe ich versucht, einen Überblick über die Auseinandersetzung von Pädagogik mit literarischen Texten seit dem Erscheinen von „Aus Geschichten lernen“ (Baacke/Schulze 1979) bis hin zu neueren Beiträgen wie den Sammelbänden von Koller und Rieger-Ladich (2005 u. 2009) zu skizzieren. Dieser Versuch soll keineswegs den Anspruch erheben, vollständig zu sein, sondern stellt, wie erwähnt, eine Übersicht dar. Im Folgenden möchte ich zusammenfassend einige zentrale Punkte des Kapitels hervorheben:

- Aus der Sichtung der vorliegenden Literatur geht hervor, dass literarische Texte (vor allem klassische Werke, die zum Kanon der Literatur gezählt werden) in der Vergangenheit durchaus eine bedeutende Rolle für pädagogisches Erkenntnisinteresse eingenommen haben und dass dieses Verhältnis besonders gegenwärtig wieder stärker thematisiert wird (siehe dazu v.a. die Sammelbände von Koller/Rieger-Ladich 2005 u. 2009).
- Literarische Texte thematisieren Probleme, die ebenfalls in der Pädagogik im Zentrum des Interesses stehen, jedoch auf eine unterschiedliche Art und Weise. Die AutorInnen heben hervor, dass die schöne Literatur einen entscheidenden Beitrag zum Erkenntnisgewinn von Pädagogik leiste; sie könne andere, neue Blickwinkel auf pädagogische Gewissheiten eröffnen bzw. gründlicher und detailreicher zum Ausdruck bringen, als die „gewöhnliche“ Forschung es vermag (vgl. auch Brumlik 2003; Koller/Rieger-Ladich 2005/2009, Ricken 2005).
- Literarische Werke sind, wie der spanische Schriftsteller Mariano José de Larra schon im 19. Jahrhundert bemerkt hatte, „Kinder ihrer Zeit“. Der Faktor Zeit kommt auch in der bearbeiteten Literatur stark zum Ausdruck. Literarische Texte seien demnach „Texte der Gesellschaft, in der sie

entstehen“ (Brumlik 2003) und können als Ausdruck, als „Seismograph“ (vgl. Priem 2005; Ricken 2005) von tatsächlichen Lebenssituationen gesehen werden.

- Schließlich ist noch einmal zu erwähnen, dass besonders das Thema der Adoleszenz für die Auseinandersetzung von Pädagogik mit Literatur geeignet ist. Literarische Quellen vermögen, die „Lebenswirklichkeit“ (Stipsits 2009, 74f) der Jugendlichen abzubilden.

In Bezug auf die Diplomarbeit und die darin behandelte Trilogie „Der Kampf ums Leben“, könnte meine Analyse der drei Novellen folglich Auskunft über die gesellschaftlichen Gegebenheiten, besonders die der Jugendlichen, am Ende des 19. Jahrhunderts in der südlichen Vorstadt Madrids geben.

3. Exklusion in Gegenwart und Vergangenheit

Dieses Kapitel blickt auf Gegenwart und Geschichte sozialer Ausgrenzung und stellt den theoretischen Bezug zur Diplomarbeit dar. Nachfolgend werden die einzelnen Abschnitte des Kapitels aufgelistet:

- Abschnitt 3.1. behandelt die Begriffsbestimmung von Exklusion, indem ich auf aktuelle Konzepte u.a. von Bude und Willisch, Kronauer und Bauman eingehe.
- In Abschnitt 3.2. wird ebenfalls das Thema der Exklusion ausgeführt, jedoch in einem historischen Blickwinkel. Um sich mit dem Thema der sozialen Ausgrenzung gründlich auseinandersetzen und verstehen zu können, ist es wichtig, die Thematik im geschichtlichen Zusammenhang zu betrachten; die Situation auch in seiner, sozialen, ökonomischen und politischen Dimension zu berücksichtigen. In diesem Abschnitt soll im Speziellen das Vagantentum herausgearbeitet und begrifflich definiert werden.
- Im Anschluss beleuchtet der Exkurs die historisch-gesellschaftliche Lage Spaniens im ausgehenden 19. Jahrhunderts. Dies soll vor allem einen Einblick in die soziale Lage jener Zeit geben, in der die Trilogie „Der Kampf ums Leben“ entstanden ist. Das Beachten der historischen und sozialen Zusammenhänge ist, wie erwähnt, für die hermeneutische Interpretation von zentraler Bedeutung. (vgl. Rittelmeyer/Parmentier 2007, 44f)

3.1. Exklusion definieren: Aktuelle Konzeptionen von Exklusion

Während früher die „arbeitenden aber entrechtenden Armen“, wie Kronauer (2004, 37) sie nennt, trotz Arbeit unter unwürdigen Voraussetzungen aus der Gesellschaft und von allen bürgerlichen Rechten ausgeschlossen wurden, finden wir heute eine gegensätzliche Sachlage vor. Kronauer schreibt von „Staatsbürgern, ausgestattet mit allen Rechten, die dennoch am gesellschaftlichen Leben nicht angemessen teilnehmen können, weil sie von Erwerbsarbeit ausgeschlossen sind.“ (ebd., 37)

Der Begriff der sozialen Exklusion entstand nach Bude in den 1990er Jahren und hat seinem Ursprung „im politischen Raum, wo er der Kennzeichnung neuartiger sozialer Probleme dient, die den sozialen Zusammenhalt unserer Gesellschaft gefährden“ (2008, 247). Es handle sich hierbei um den Anstieg von sozialer Klassen in den Vorstädten, die den Anschluss an den gesellschaftlichen „Mainstream“ verloren haben. Bude und Willisch weisen 2006 (7f) in ihrem Werk auf diese anscheinend wachsende Gruppe von Menschen hin. Zum einen trifft man in den Randzonen europäischer Städte auf Personen, deren Alltag von Kraftlosigkeit, Rückzug, Resignation und Langeweile bestimmt ist. Zum anderen sieht man auch in den Innenstädten der Metropolen Menschen, die aus „der Welt der Chancen verbannt“ (ebd.) zu sein scheinen. Es geht hier um ein „unauffälliges menschliches Elend. (...) Die gesellschaftliche Teilhabe hat sich auf ein Mitlaufen ohne Ziel und ein Dasein ohne Ort reduziert“ (ebd.) Nach Bude (2008, 248f) entstehe unter dem heiklen Blickwinkel der „Mehrheitsklasse“ der Eindruck, dass es ein Drinnen und Draußen in der Gesellschaft gebe. Neben der Mehrheit gebe es den ausgeschlossenen und weggedrängten Teil der Gesellschaft, dem alles gleichgültig ist und sich nichts mehr erhofft.

„Dieser Vorstellung eines Anderen unserer Mehrheitsgesellschaft, (...) entspricht eine Zwei-Welten Theorie des Exklusionsbegriffs. Er unterstellt eine Welt der Chancen und der Berücksichtigung auf der einen und eine Welt des Ausschlusses und der Ignorierung auf der anderen Seite.“ (Bude 2008, 249)

Das Bild von der Ausgrenzung *aus* der Gesellschaft habe laut Kronauer ihr Vorbild in „jenen Konstellationen, in denen Menschen durch Gesetz, Regelungen und schiere Gewalt von zentralen gesellschaftlichen Einrichtungen der Fürsorge und/oder von persönlichen Rechten ausgeschlossen werden“ (2006, 40). Als Beispiel seien hier die Vagabunden und die Paupers im 19. Jahrhundert zu nennen, auf die ich später noch gründlicher eingehen werde.

Bude (2008, 257ff) zeigt in seiner Schrift mehrere Arten gesellschaftlicher Reaktionen von Exklusion bzw. Mischungen von In- und Exklusion auf. Eine davon ist die „Paradoxie“, die sich am Beispiel des „aktiven Verlierers“ festhalten lässt. Dieser Typ will zwar alles richtig machen, macht jedoch schließlich alles falsch, riskiert zu schnell zu viel und steht rasch vor dem Nichts, wenn sein Vorhaben schief läuft. Der „aktive Verlierer“ sei ein Beispiel dafür, dass man „trotz hoher Qualifikation, starker Motivation und fragloser Kompetenz den Anschluss verlieren und in einem „schwarzen Loch“ des Systems verschwinden kann. (...) Er fühlt sich aus der Welt der Chancen verbannt und in die Welt des Ausschlusses geworfen.“ (ebd., 259) Ein anderes Beispiel wäre die „Polarisierung“, die den räumlichen Aspekt von Exklusion anspricht. Öffentliche Orte sind für die Inkludierten, den erfolgreichen und fitten Menschen gedacht, die Ausgeschlossenen, die „Überflüssigen“ ziehen sich ins eigene Heim oder zu ihresgleichen zurück.

„Polarisierung ist ein Prozess der stillen Reinigung des öffentlichen Raums, der eine Zonierung der Lebenswelt mit sich bringt (...) es sind die privaten vier Wände, wohin sich die Exkludierten zurückziehen.“ (ebd., 259f)

Auch Häußermann (2006, 296) schließt sich dieser Auffassung an und führt die „innere Kündigung gegenüber der Gesellschaft, die sich in Resignation, Apathie und Rückzug äußert“ als Höhepunkt des Ausgrenzungsprozesses an. Die von der Ausgrenzung Betroffenen fühlen sich von der Gesellschaft im Stich gelassen, erwarten sich nichts mehr und verhalten sich dann auch dementsprechend. Häußermann nennt des Weiteren als Grund für Benachteiligung und Exklusion eine „schärfere soziale Segregation, durch die sich die marginalisierte Bevölkerung in bestimmten Quartieren konzentriert.“ (ebd.) Räumliche Ausgrenzung sei die Ursache von „subjektiver Abkoppelung“ und „sozialer Isolation“ (ebd.). Im 19. Jahrhundert kam es beispielsweise durch

die große soziale Ungleichheit zu einer starken sozialen Spaltung der städtischen Wohnbevölkerung, was sich besonders bei der Wohnungsfrage der Fabrikarbeiter unverkennbar zeigte. Die Stadt- und Wohnungspolitik der 1920er Jahre forcierte den Abbau der räumlichen Segregation und den Aufbau von Wohnquartieren. Der „soziale Wohnungsbau“ entstand (vgl. ebd., 301).

In gegenwärtigen Beiträgen zum Thema Exklusion ist einstimmig zu lesen, dass Ausgrenzung heute nicht bedeute, aus der Gesellschaft rauszufallen, es bedeute vielmehr, „keinen anerkannten Ort in der Gesellschaft mehr zu haben.“ (Kronauer 2004, 38). Der Begriff „soziale Exklusion“ beinhalte unterschiedliche Formen von „gezielter Ausgrenzung, funktionaler Ausschließung und existenzieller Überflüssigkeit“ (Bude/Willisch 2006, 8). Nach Bude und Willisch geht es bei dieser Ausprägung der sozialen Ungleichheit heute nicht mehr nur um „Oben und Unten“ und auch nicht mehr rein um die vom Staat zur Verfügung gestellten finanziellen Unterstützungen, sondern um die Frage von „Dinnen und Draußen“. Kronauer bekräftigt das durch seine Begründung von Exklusion. Demnach kann Ausgrenzung „heute weniger denn je als Ausgrenzung *aus* der Gesellschaft verstanden, sondern muss vielmehr als Ausgrenzung *in* der Gesellschaft begriffen werden“ (2006, 29), „weil das „Draußen“ der Ausgrenzung nicht im gesellschaftlichen Jenseits liegt, sondern auf das engste mit dem „Dinnen“ verschränkt ist.“ (Kronauer 2004, 44)

„Die Ausgegrenzten sind Teil der Gesellschaft, auch wenn sie nicht an ihr *teilhaben*.“ (Kronauer 2006, 29)

Ausgrenzung bedeute zudem, „den Erwartungen nicht mehr entsprechen zu können, die andere einem gegenüber hegen; aber auch vor sich selbst, den verinnerlichten Erwartungen, nicht mehr zu bestehen“ (Kronauer 2004, 39) und die steigende Gefahr einer sozialen Isolation. Die ausgegrenzten Personen seien letztendlich meist nur mit Menschen in ähnlicher Situation in Kontakt. In weitere Folge führe dies zur Einschränkung des Zugangs zu Informationen und materiellen Unterstützungen.

Natürlich gebe es heute noch einige bestimmte Armutsrisiken. Ein größeres Risiko Arm zu werden, tragen besonders Arbeitslose, Migranten, Alleinerziehende und kinderreiche Familien. Eine geringe Qualifikation kommt

ebenfalls benachteiligend hinzu. Die Armut trotz Berufstätigkeit wird jedoch oft verkannt. So war beispielsweise in den 1990er-Jahren in der Mehrheit der einkommensschwachen Haushalte in Deutschland zumindest eine Person berufstätig. Vor einer vorschnellen Meinung über „arbeitsscheue Arme“ sei demnach zu warnen (vgl. Bude/Willisch 2006, 10f). Schließlich seien nach Bude und Willisch die „Überflüssigen von heute die Armen von morgen“ (ebd., 22), denn wer es heute nicht schafft, in dieser Gesellschaft mitzuhalten, wird später dafür die Rechnung präsentiert bekommen. Die Menschen, die in unsicheren, prekären Beschäftigungsverhältnissen arbeiten, drohen im Alter zu verwahrlosen und zu vereinsamen. Ihre Erfahrungen werden an ihre Nachkommen vererbt.

„Was zählt man noch, wenn man nicht mehr mithalten kann?“ Bude und Willisch (2008, 11) werfen diese Frage auf und diskutieren die Problematik der gesellschaftlichen „Überflüssigkeit“, eine Bezeichnung, die ebenfalls in den 1990er Jahren ihren Ursprung hatte und heute schon eine „selbstverständliche Redeweise“ (2008, 11) darstellt. Bude und Willisch beschreiben die damalige Auffassung über die Überflüssigen wie folgt:

„Die Verhältnisse mischen sich so auf, dass sich auf der sonnigen Seite der Straße die jungen Gewinner, die alles mitnehmen, die grauen Trittbrettfahrer, die im Windschatten ihren Vorteil suchen, und die alten, aber gar nicht fetten Löwen, die immer ihren Schnitt machen, breitmachen und sich auf der anderen Seite im Dunkeln ein unübersichtlicher Rest von Leuten wiederfindet, die ausrangiert, aus ihren Nischen vertrieben worden oder von vorneherein nicht ins Spiel gekommen sind oder die sich selbst ins soziale Aus manövriert haben. Die einen können sich gefragt und beneidet fühlen, die anderen sind die „Überflüssigen“ der neuen Verhältnisse, die mit kleinem Geld versorgt und mit billiger Unterhaltung bei Laune gehalten werden müssen.“ (Bude/Willisch 2008, 10f)

Die Bedrohung und die Verunsicherung darüber, überflüssig werden zu können und abzurutschen, scheint heute alle, egal welche Herkunft oder Bildung sie besitzen, treffen zu können. „Die soziale Stufenleiter ist überhaupt glitschiger geworden. Der Absturz scheint von überall möglich.“ (ebd., 13) Während früher Karriere noch Statuserwerb und Selbstverwirklichung bedeutete, beinhaltet der Begriff heute auch eine Bedrohung, „aus Karriereschritten können –sprünge oder –abstürze werden.“ (ebd. 15).

Vogel (2008, 156f) richtet diesbezüglich seine Gedanken auf das Problem der Arbeitslosigkeit. Die Erwerbsarbeit habe in jüngster Zeit ein nie dagewesenes Prestige erreicht. „Wer nicht erwerbstätig ist, der ist ein Nichts.“ (ebd.) Dieser Grundsatz in unserer Gesellschaft gelte für Arbeitslose aber auch für jene, die wegen Krankheit oder aus familiären Verpflichtungen nicht mehr erwerbstätig sein können. Weder die Hausfrau und Mutter noch der Mann, der bei der Familie zu Hause bleibt, wird von der Öffentlichkeit anerkannt. Vogel sieht in der aktuellen Rede von geteilter Elternverantwortung „nichts als hohle Phrasen“ (ebd.).

„Ein Mann, der nicht zur Erwerbsarbeit geht, ist kein Mann. (...) Die dauerhafte Erwerbsarbeit ist auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Zusammenlebens die zentrale Anerkennungs- und Integrationsmaschine.“ (ebd., 156)

Ohne Arbeit zu sein bedeute heute nicht nur die ständige finanzielle prekäre Situation, sondern vor allem, dass man sozial nicht akzeptiert werde. Man kann nichts mehr vorweisen, man kann den gesellschaftlichen Ansprüchen und Erwartungen nicht mehr genügen, man kann schlicht und einfach nicht mehr mithalten. Hier liege laut Vogel der Kern in der Debatte von den „Überflüssigen“ und den „Entbehrlichen“:

„Es geht vor allen Dingen um das bohrende, quälende und selbstzerstörerische Gefühl, in einer Welt der Erwerbsarbeit und des Wohlstands nicht mehr mithalten zu können und im symbolischen System von Erwerbspositionen und beruflichen Statuslagen nicht repräsentiert zu sein, kurz: „überflüssig“ zu sein in einer Überflussgesellschaft.“ (ebd., 157)

Vogel (ebd., 158f) stellt außerdem das Thema der dauerhaften Erwerbslosigkeit in Zusammenhang mit einer politischen Dimension. So stelle Dauerarbeitslosigkeit einen Rückgang von sozialer Kontrolle und Zusammenhalt dar. Vogel nennt die regelmäßige Erwerbstätigkeit und die Eingliederung darin „machtvolle Instrumente sozialer Kontrolle und Kohäsion (...) Arbeit für alle bedeutet auch soziale Kontrolle über alle; insbesondere über den männlichen Teil der erwerbsfähigen Bevölkerung.“ (ebd.) Die Erwerbstätigkeit stelle die Eingliederung des Einzelnen in ein „Herrschafts- und Kontrollregimes“ (ebd.) sicher. Diese Art der sozialen Kontrolle der

„Überflüssigen“ würde jedoch aufgrund von langfristiger Arbeitslosigkeit zunehmend schwinden.

Kronauer plädiert für eine Bewahrung eines „angemessenen Lebensstandard und Statusgleichheit im Zugang zu den Institutionen der sozialen Sicherung und der Chancengleichheit“ (2006, 44) in zukünftigen Situationen der Nicht-Erwerbstätigkeit. Die Ermöglichung von Erwerbsarbeit für die Arbeitsfähigen stelle aufgrund ihrer gesellschaftlichen Partizipation ein notwendiges gesellschaftspolitisches Ziel dar (ebd.).

„Gerade wenn die Prognose vom weiteren Rückgang von Normalarbeitsverhältnissen zutrifft, muss es geschützte Phasen der Nicht-Erwerbsarbeit geben. Die Verbindung von Bürgerrechten und Erwerbsarbeit auf neue Weise wäre zugleich eine Antwort auf das Problem der Exklusion und ein Gebot der Demokratie.“ (ebd., 45)

Der Soziologie Zygmunt Bauman definiert in „Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne“ (2005) die „Überflüssigkeit“, die ihm zufolge einen neuen, dauerhaften Zustand darstellt und für die Betroffenen mit dem Verlust von Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen verbunden ist und Ängste weckt:

„Überflüssig“ zu sein bedeutet, überzählig und nutzlos zu sein, nicht gebraucht zu werden (...)“ (ebd., 20)

„Überflüssigkeit“ drücke zudem aus, „weggeworfen zu werden“, „*weil man ein Wegwerfartikel ist*“ (ebd., 21). Überflüssige Menschen gelten als finanzielles Problem, weil sie mit staatlichen Transferleistungen „versorgt werden“ müssen, um überleben zu können. Ein größeres Problem für diese Menschen sei jedoch, dass diese Unterstützungen nicht ausreichen, um *sozial* überleben zu können.

„Physisches Überleben reicht nicht aus für die Wiederzulassung der „Überflüssigen“ zu einer Gesellschaft, aus der sie zuvor ausgeschlossen wurden“ (ebd., 22).

Bauman erklärt (ebd., 27), dass für diejenigen, die einmal ausgeschlossen worden sind, keine „eindeutigen Rückkehrpfade“ in die Gesellschaft mehr vorhanden sind. Es gebe auch keine alternativen Wege zu einer anderen Art einer offiziell akzeptierten Zugehörigkeit. Bauman erwähnt in diesem Zusammenhang 2006 in einem Interview, dass sich heute eine „neue Form der Unterklasse“ herausbilde. Bisher gab es die „*lower class*“, was bedeute, dass sich Menschen am unteren Rand einer Gesellschaft befinden. Diese

Gesellschaft habe jedoch auch eine obere Schicht, zu der man aufsteigen konnte. Heute stehe die Unterklasse „außerhalb des Klassensystems, darunter, ausgeschlossen“.

„Wer jedoch unter heutigen Bedingungen ausgeschlossen wird, dem erscheint es, als sei es für immer. Da gibt es keine Lösung und kein Heilmittel mehr“ (taz 2006, {ONLINE}).

Wie verhält es sich im Speziellen mit Jugendlichen, die ausgegrenzt werden?

Stipsits (2008, 44) lenkt seinen Blick auf Jugendliche bzw. Jugendszenen, die nach ihm immer zur Gesellschaft gehören, von der sie ausgegrenzt sind oder von der sie sich selbst im Abseits halten. „Abschottung, Cliquenbildung (...) sind eine übliche, wenngleich fatale Bewältigungsstrategie von Außenseitern und Minderheiten.“ (ebd., 44) Die soziale Ausgrenzung sei mit dem Zutritt zu Möglichkeiten verknüpft, wer keine Kenntnis über die „Zutrittscodes“ verfügt, hat schon verloren.

„Das Schibboleth von heute lautet: Sag mir Dein Passwort, dann gibt es Vernetzung, Anschluss an die virtuelle Welt, an die Welt der Banken, an die Welt der Informationsmaschinen, an die Welt der Unterhaltungsindustrie. Wer keinen Code kennt, ist Ausgeschlossener, ein Verlierer.“ (ebd., 49)

Es gibt nach Stipsits (ebd., 52) keine simplen Begründungen, warum und wann Jugendliche von der Gesellschaft exkludiert werden. Die Jugendlichen stehen unter einem Druck, der durch die geforderte Anpassungsleistung der Gesellschaft entsteht. Um diesen Anforderungen gerecht zu werden, muss man im Wettbewerb mithalten wollen oder es führt letztlich zum Aussteigen. „Qualifikation schützt nicht mehr vor Ausgrenzung.“ (Stipsits 2008, 52) Die Nicht-Teilnahme trotz Qualifikation und Kompetenz, trotz „Beachtung der Spielregeln“ (ebd.) erzeugt Frust. Die Erfahrung von Ungerechtigkeit führe zu „Eskapismus, Flucht und Verweigerung, oder zumindest partikulärem Desinteresse.“ (ebd.)

Auch Häußermann (2006, 311) spricht den Anpassungsdruck, der auf jungen Menschen lastet, an. Nach ihm werden Kinder und Jugendliche heute kaum noch mit „positiven Rollenmodellen konfrontiert und geraten – auch durch Anpassungsdruck – in einen Sozialisationsprozess, dessen Ergebnis

Verhaltensweisen sind, die ein Entkommen aus dem Milieu der Benachteiligung unwahrscheinlicher machen.“ (ebd.)

3.2. Ein historischer Blick auf das Thema Exklusion

„Außenseitertum ist nur denkbar in Beziehung zu bestimmten Gesellschaftsformationen, eine spezifische Normalität bildet die Folie, vor der es sichtbar wird. Seine Kriterien sind daher nicht eindeutig festlegbar, und auch die Gründe der Marginalisierung müssen nach den jeweiligen historischen Voraussetzungen spezifiziert werden. (...) Und unterschiedlich ist auch die Prägnanz der Ablehnung.“ (Roeck 1993, 9)

Die soziale Ausgrenzung von Arbeitslosen und Armen ist nach Kronauer (2004, 34) kein neues Phänomen. Die Prozesse, die in die Exklusion führen, sowie die Formen der Ausgrenzung selbst haben sich jedoch verändert. In vergangener Zeit wurde unter Ausgrenzung der „Ausschluss von den zentralen Institutionen einer Gesellschaft“ (ebd.) verstanden, der durch bestimmte Rechte und Maßnahmen ausgeführt wurde. Kronauer (ebd., 34f) führt in diesen Hinblick zwei Kategorien von Armen auf: Am Übergang in die Neuzeit gab es die „*arbeitenden, entrechteten*“ Armen, zu denen beispielsweise die Handlanger, Tagelöhner und Dienstboten in den Städten zählten. Obwohl sie ihren Beitrag zum wirtschaftlichen Gemeinwohl leisteten wurden sie von den Zünften und Gesellenvereinigungen ausgeschlossen. Ihre Außenseiterposition zeigte sich ebenfalls in einer räumlichen Ausgrenzung, da sie außerhalb der Stadtmauern oder falls doch in der Stadt, in Kellern oder Dachböden wohnen mussten.

Kronauer nennt des Weiteren -in Anlehnung an Friedrich Engels, der 1845 die englischen Arbeiter als „arme Klasse“ bezeichnete- das städtische Proletariat als Teil der arbeitenden, entrechtenden Armen. Deren gesellschaftliche Relevanz hatte sich jedoch entscheidend geändert, da der Industriekapitalismus auf sie angewiesen war und sie dadurch ein gewisses Machtpotenzial erlangten. Die andere Kategorie der Exkludierten, die Kronauer beschreibt, ist die der „*arbeitsfähigen, aber erwerbslosen Armen*“, den „Überzähligen“ oder „Überflüssigen“ der ländlichen und städtischen Produktion (ebd., 35). Sie waren nicht nur von der Gesellschaft ausgeschlossen, sondern galten ferner als „unwürdige bzw. gefährliche“ Arme, die eine dementsprechende Behandlung erhielten: Sie wurden verfolgt, eingesperrt und umerzogen. Als Beispiel sind hier die Bettler und Landstreicher des 16. Jahrhunderts und die Paupers, die

verarmten Massen zur Zeit des Frühindustrialismus (19. Jahrhundert), zu nennen (vgl. Kronauer 2004, 35).

Rheinheimer (2000, 28f) zeigt als Gründe für die Pauperisierung im 19. Jahrhundert den verstärkten Konkurrenzdruck unter den Handwerkern und die Industrialisierung bei weiter wachsender Bevölkerung an. Es kam zu einer Konzentration des Elends in den Städten, da es die Menschen in die Städte zog, die am Land keine Zukunft mehr für sich sahen. Doch je mehr Arme in die Städte zogen, desto mehr vergrößerte sich der Druck der Konkurrenz.

„Die Armut, die in den Städten sichtbar wurde, war auf dem Lande produziert.“ (ebd., 19). Rheinheimer (ebd., 91) führt dieses Problem auf die fehlende organisierte Armenfürsorge in den ländlichen Gegenden zurück.

„Individuell führte der Verarmungsprozeß über Verschuldung und Pfändungen (...). Alle Angehörigen der Unterschicht, die nicht über genügend Rücklagen verfügten, waren gefährdet, wenn auch nicht im gleichem Maß. Am ehesten waren wenig qualifizierte Berufe von der Armut betroffen.“ (Rheinheimer 2000, 28f)

Nach Roeck (1993, 8), der sich vorwiegend mit Randgruppen in der frühen Neuzeit auseinandersetzte, gab es früher auf der einen Seite „klar abgrenzbare Personengruppen“ wie etwa Zigeuner oder Juden. Diese traten als „klar konturierte Gruppen“ (ebd.) auf, da es sich dabei um ethnische und religiöse Minderheiten handelte, die sich einer gemeinsamen Sprache, Kultur und Religion bedienten. Auf der anderen Seite spricht Roeck von „imaginären Randgruppen“ (ebd.), zu denen beispielsweise Personen, die der Hexerei beschuldigt wurden, zählten.

„Allen diesen Menschen ist gemeinsam, daß sie sich in der Minderheit befinden, daß sie vielleicht sogar allein stehen in einer sozialen Umwelt, zu der sie zugleich gehören und auch nicht. Sie sind Teil der gesellschaftlichen Formationen, ohne jedoch in diese wirklich integriert zu sein.“ (Roeck 1993, 8)

Außenseitertum konnte gemäß Roeck (ebd., 9f) bedeuten, dass man in eine Randgruppe geboren wurde und keine oder, wenn überhaupt, nur eine kleine Aussicht hatte, diesen kläglichen Zustand zu entkommen. Das Dasein als Außenseiter der Gesellschaft konnte aber auch nur in bestimmten Situationen und vorübergehend vorkommen. Als Beispiele dienen hier der Bauer in der

Stadt, der Reisende im fremden Land, der Kranke, der Alleinstehende, und andere, die sich in einer Minderheitenposition befanden, von der es aber prinzipiell möglich war, zu entkommen. Roeck betont, dass oft übersehen werde, dass Außenseitertum nicht zwingend Auswirkung eines gesellschaftlichen Marginalisierungsprozesses darstellen musste, ebenso konnte Außenseitertum eine positive Gestalt annehmen, wie er es am Beispiel asketischer Bettelmönche oder Eremiten festmacht (vgl. ebd.). Angehörige von Randgruppen mussten in der Vergangenheit neben der Strafverfolgung, auf die ich hier nicht näher eingehen werde, auch vielfach Stigmatisierung erfahren. Roeck nennt hier vor allem „das buchstäbliche *Sichtbarmachen* des Außenseiters“ (ebd., 11), was von der Brandmarkung von Verbrechern bis hin zur Kennzeichnung der Kleidung reichte.

Rheinheimer (2000, 101) führt als Beispiel das sogenannte Bettelzeichen auf, das einen „Segregations- und Bewußtwerdungsprozeß“ steigerte, indem es Armut visualisierte. In der damaligen Gesellschaft entwickelte sich laut Rheinheimer eine rege Dynamik der „Zuschreibungs- und Aneignungsprozesse, die zur Konstituierung bzw. zum Zerschneiden sozialer Identitäten führten“ (ebd., 16). Eine zentrale Frage war demnach, wer tatsächlich ein „wahrer“ Armer bzw. wer ein „falscher“ Bettler war.

Rheinheimer hat vier Gruppen von Armen auf der „Stufenleiter gesellschaftlicher Deklassierung“ (2000, 15f) eingeteilt, an denen bereits Integrations- und Ausschlussprozesse sichtbar werden. Zur ersten Gruppe zählten Personen, die ohne Unterstützung auskamen, jedoch gefährdet waren, mittellos zu werden. Diejenigen der zweiten Gruppe waren bereits auf Hilfe angewiesen, wobei es hier die Hausarmen, deren Armut gesellschaftlich anerkannt war und die gelegentliche Almosen erhielten, am besten hatten. Die dritte Gruppe umfasste vagierende Personen, deren Bedürftigkeit in der Gesellschaft nicht akzeptiert wurde und die keine Unterstützung erhielten. Sie glitten meist in die Nichtsesshaftigkeit ab und waren gezwungen, sich irgendwie durchs Leben zu schlagen, oft auch auf kriminelle Art. Die Zahl der Vagierenden erhöhte sich in krisenhaften Zeiten rasant, da besonders Angehörige der Unterschichten gefährdet waren, die Obdachlosigkeit und Nichtsesshaftigkeit abzustiegen. Die vierte Gruppe schließlich war seit eher

heimatlos. Dazu gehörten „Zigeuner“ und ähnliche vagierende Gruppen, die als Fremde nach Europa gekommen waren und von der Solidarität der Sesshaften ausgeschlossen wurden. Die beiden letzten genannten Gruppen, so Rheinheimer, fielen aus der Gesellschaft heraus, sie waren „gesellschaftlich oft völlig desintegriert.“ (ebd., 17)

Rheinheimer (ebd., 16f) stellt wie schon Roeck (1993, 9f) fest, dass es natürlich auch Übergänge zwischen den genannten Gruppen gab und dass nicht jeder sein Leben lang in Armut verbringen musste. Auch innerhalb der Gruppen gab es unterschiedliche Ausformungen von Armut und Ausgrenzung, so gab es z.B. unter den Vaganten Personen, die sich eine Unterkunft leisten konnten und andere, die ohne warme Kleidung im Winter erfroren.

3.2.1. Vagabunden als exkludierte Personen in der Vergangenheit

In diesem Abschnitt sollen folgende Fragen beantwortet werden: *Wer waren eigentlich die Vagabunden? Welche Ursachen hat es, dass sie ein Leben auf der Straße führen (mussten)?*

Im Etymologischen Wörterbuch des Deutschen (1995, 1493f) findet man den Vagabunden als „Landstreicher“ bzw. „Herumtreiber“. Im Deutschen wurde demzufolge der Begriff zuerst vereinzelt als *Vagabundus* (um 1600) gebraucht, was soviel wie „umherschweifend, unstet“ bedeutet. Das Adjektiv vagabundieren drückt demnach Folgendes aus: „als, wie ein Vagabund leben, umherziehen, ruhelos, rastlos leben“ (ebd.). Ein Vagant ist hingegen konkret ein „umherziehender Sänger, Spielmann, fahrender Student, Schüler (1. Hälfte des 16. Jh.)“ (ebd.). Diese Bezeichnung wurde bereits sehr früh, meist in abschätziger Konnotation als „Landstreicher“, auf Umherziehende aller Art übertragen. Seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts stellt der Begriff den historischen Terminus für fahrende Leute wie Schüler, Kleriker und Sänger des 12./13. Jahrhunderts dar (vgl. ebd.).

„Das Vagabundenleben ist ein Drama des Elends, aber auch eines zunehmender Entsozialisierung. Der Landstreicher lebt, als ob er nicht mehr auf dieser Welt wohnen würde. Was ist es, das seine früheren Zugehörigkeiten kappt und zum Unglück der Armut noch jenes, allein und ohne Beistand zu sein, hinzufügt?“ (Castel 2000, 90)

Nach Robert Castel (ebd., 81) gab es erst relativ spät Versuche den Vagabunden zu definieren. Bis zum 16. Jahrhundert findet man den Begriff im Zusammenhang von Bezeichnungen von Individuen mit üblem Ruf, beigesetzt von pejorativen Attributen wie beispielsweise dem Faulenzer, Müßiggänger, Hurenjäger, Simulanten, etc. Hinzu kommen Berufe mit schlechtem Ruf wie z.B. Spielleute, Sänger, Quacksalber, etc. und missbilligte Tätigkeiten wie die Prostitution oder Würfelspieler. Die wesentlichen Merkmale eines Vagabunden seien ohne Arbeit zu sein (der Müßiggang), demnach kein Einkommen zu besitzen und der Umstand, „herrenlos“, ohne gemeinschaftliche Zugehörigkeit zu sein, wovon sich der Vagabund entziehe.

„Demgegenüber entzieht sich der Vagabund der Zugehörigkeit zu einem Familienverband und den Banden der gegenseitigen Abhängigkeit, die eine Gemeinschaft ausmachen. En solcher besitz- und arbeitsloser Mensch ist auch ein herrenloser Mensch, ohne Heim und Herd.“ (ebd.)

Die Vagabunden haben laut Castel (ebd., 86f) den Gesellschaftspakt – Arbeit, Familie, Moral und Religion- gebrochen und gelten als „Feinde der öffentlichen Ordnung“ (ebd.) wodurch sie repressiven Maßnahmen und Strafen ausgesetzt wurden, die von Ausweisung, Zwangsarbeit bis hin zur Hinrichtung reichten.

Während gewisse Formen von Nichtsesshaftigkeit anerkannt waren und zu bestimmten Berufen (Gesellenwandern, Wanderung von Studenten, etc.) gehörten, waren unkontrollierte Umherziehende ein Störfaktor für die Gesellschaft. Die meisten der Fahrenden waren nicht freiwillig unterwegs, sondern auf der Suche nach Arbeit oder es fehlte ihnen an der sozialen Einbindung. Andere wählten wiederum bewusst das Umherziehen und Betteln als eine Alternative zur Sesshaftigkeit am Rande der Gesellschaft. Trotzdem hielten viele Umherziehende Kontakte und Beziehungen zur sesshaften Umwelt, da sie ihnen ein kleines Stück Sicherheit und Schutz boten (vgl. Rheinheimer 2000, 135ff/152f). Kopečný (1980, 10 u. 100) bekräftigt diese Aussage indem sie schreibt, dass viele Vaganten eine, wenn auch lose, Beziehung zu einer bestimmten, ihnen bekannten Gegend und zu Menschen haben, bei denen sie Unterschlupf und Schutz finden können. Vaganten wären ohne die Möglichkeit, Unterschlupf zu finden, verloren gewesen, da sie u.a. bei Kälte und Krankheit oder vor Verfolgern ein Quartier benötigten.

Roeck (1993, 74) geht davon aus, dass die Vaganten, die „Leute auf der Straße“, zumindest zeitweise bei Einwohnern in den städtischen Armenvierteln eine Unterkunft fanden, entweder aus Mitleid oder aus finanziellen Gründen um die Miete bezahlen zu können.

In Bezug auf jugendliche vagierende Personen schreibt Rheinheimer (2000, 139f), dass sich besonders männliche Jugendliche meist mit anderen zu einer Bande zusammenschlossen, die Funktion einer „*peer group*“ hatte und verlassenen Jugendlichen eine Art Familienersatz bot. Das Alter der Jugendlichen reichte von acht bis 18 Jahren. Innerhalb dieser Gruppe gab es einen Rädelsführer, der den Ton angab.

Es gibt nach Küther (1976, 14f) keine eindeutig festlegbare Quelle, aus denen sich die Vagantenbevölkerung schöpfte. Bauern wurden beispielsweise durch Missernten auf die Straße getrieben; ordentliche, sesshafte Bürger aufgrund von wirtschaftlichen Krisen oder Teuerungen. Küther (ebd., 15f) erklärt, dass Vaganten - ob nun selbst „Schuld“ an Ihrem Schicksal oder nicht – sich in einer Situation vorfinden, die Ihnen kaum eine Existenzmöglichkeit ließ: „Sie waren dazu verdammt, sich in einer Welt durchzuschlagen, in der sie allenfalls geduldet, ständig mit Argwohn betrachtet und oft verfolgt wurden.“ (ebd.) Ihren Status konnten sie laut Küther nur äußerst selten aus eigenem Antrieb verändern. Die Erträge, die sie aus legaler Arbeit bezogen (typische Vagantenberufe waren u.a. Scherenschleifer, Löffelschnitzer, Korbflechter, Wannenflecker), reichten ebenfalls selten aus, um sich und eine ganze Familie zu ernähren. So war es oft nur mehr ein kleiner Schritt über die Bettelei hin zum Diebstahl. Rheinheimer (2000, 141) kommt zum Schluss, dass Vaganten, Arbeitsscheue, Bettler und Diebe durch Verordnungen der Obrigkeit quasi gleichgesetzt wurden. Dass sich die Wirklichkeit viel komplexer gestaltete, ist wohl unumstritten. Zwar gab es sicherlich „Arbeitsscheue“ unter ihnen, die meisten wählten jedoch den Weg in die Bettelei, weil es für sie keine andere Alternative gab.

Laut Kopečný (1980, 144f) fürchtete sich die Obrigkeit vor der „Anstiftung zum Ungehorsam“ der Vaganten, die für sie den Inbegriff von Verächtern von Recht und Ordnung darstellten.

„Sie sind anders, Außenseiter, das Gesetz sieht für sie nur Strafe, kein Recht vor, die Moral hat sie von vornherein verdammt, die Kirche sie ausgestoßen. Sie müssen sich in einem gesetzlosen Raum einrichten. Vaganten sind gezwungen, Gesetze zu übertreten, die ihre Existenz bedrohen (...)“ (Kopečný 1980, 145).

Castel (2000, 80f) beschreibt den Vagabunden als „den Marginalsten“ in der damaligen Gesellschaft. Er galt als Störenfried und wurde dementsprechend mit unmenschlichen Maßnahmen behandelt und stigmatisiert. „Nutzlos geboren“, sein Schicksal steht exemplarisch für das Drama des Entkoppelten schlechthin, desjenigen, der als „Standesloser“ keinerlei Obhut genießt.“ (ebd.)

Küther macht auf die folklorisierende Vorstellung über Vagierende aufmerksam, von denen jedoch viele ums bloße Überleben kämpfen mussten:

„Bilder von der „Bettlerlust“ und vom „freien Vagabundenleben“ erscheinen so als Resultate einer späteren, romantisierenden Betrachtungsweise, die den Betroffenen selbst fremd geblieben sein dürfte.“ (Küther 1976, 22)

Auch Kopečný (1980, 51) schildert: „das Dasein auf der Landstraße hat wenig mit Landstreicherromantik zu tun“. Ihr ganzes Handeln und Denken befasste sich vielmehr mit der Beschaffung von Nahrung.

Gemäß Kopečný befanden sich Vaganten ständig „am Rande des Existenzminimums, in größter materieller Unsicherheit.“ (1980, 10f) Vaganten galten als Leute, denen man nicht trauen konnte, die keine Verpflichtung und keine Verantwortung besaßen, „die außerhalb der gesellschaftlich anerkannten Hierarchie, außerhalb von Stand und Klasse, von oben und unten stehen.“ (ebd., 11) Was die Vaganten von den Sesshaften unterscheidet, ist nicht das Wandern, sondern, dass sie, im Gegensatz zu Kaufleuten, Pilgern, Gesellen, usw. keinen bestimmten anerkannten Verband angehörten und somit rechts- und schutzlos waren. Nur sehr wenige von ihnen schafften den Aufstieg, die meisten „vererbten“ ihr Schicksal (vgl. ebd.).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts schwand laut Kopečný (1980, 172ff) langsam die Anzahl der Vagabunden. Ein Teil wurde in Arbeitshäuser und Gefängnisse gesteckt, andere gezwungenermaßen angesiedelt oder des Ortes verwiesen. Ihnen blieb entweder die Wahl, sich anzupassen oder sich auf der „untersten Stufe der arbeitenden Bevölkerung einzugliedern, also Hilfsarbeiter, Lumpensammler und ähnliches zu werden.“ (ebd., 174) In den 1920er Jahren begannen die modernen Vaganten, sich zu organisieren und gründeten die „Internationale Bruderschaft der Vagabunden“, deren Interessen in den Zeitschriften „Der Kunde“ (1927-1930) und dem „Vagabund“ (1931) vertreten waren und die durch den „Stuttgarter Pfingstkongress“ im Jahre 1929 Gehör in der breiten Öffentlichkeit fanden (vgl. ebd., 175). Inhaltlich finden sich laut Zimpel (2009, 275) in den Zeitschriften oftmals Milieustudien, Abhandlungen über bürgerliche Ungerechtigkeit und Versuche, vagabundische Traditionen in ihrer Historizität zu erfassen. Die Zeitschrift „Der Kunde“, die den „O-Ton von unten“ (ebd.) zu verbreiten versuchte, bekam in der reichhaltigen Zeitschriftenliteratur jener Zeit durchaus breite Resonanz und sowohl „Der

Kunde“ als auch „Der Vagabund“ sind laut Zimpel nicht aus der „Epoche der Vagabunden“ wegzudenken.

Fähnders (2009, 9ff) schildert ebenfalls die Exklusion und Verfolgung von Vagabunden, Landstreichern, Landfahrern und Bettlern und das Verbot der Vagabondage seit der Frühen Neuzeit, geht jedoch auf intensive Art auf die Bedeutung der Vagabondage in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein.

„Um 1900 gewinnt das Thema im Zusammenhang mit aktuellen Debatten über Vagabondage, Anarchismus und Boheme neue Virulenz – eine Virulenz, die im Zeichen der zu dieser Zeit äußerst lebendigen Boheme steht (...)“ (Fähnders 2009, 9).

Er verweist im Weiteren auf den damals so genannten „König der Vagabunden“, Gregor Gog (1891-1945), der mit der Gründung der oben genannten Zeitschriften und der „Brüderschaft der Vagabunden“ in Verbindung steht, die der Kultur der Vagabunden „schärfere Konturen“ verliehen hat, ebenso wie diverse Vagabundentreffen und Ausstellungen von Vagabundenkunst. Fähnders nennt die beiden Zeitschriften „einzigartige Plattformen für schreibende und malende Vagabunden“ (ebd.). Der Vagabunden-Kongress 1929 bildete einen Höhepunkt und die daraus entstandenen Werke einen „Markstein in der Geschichte der Vagabondage und ihrer Kunst und Literatur.“ (ebd.)

Die Vagabunden bzw. Kunden, wie sie sich selbst nannten, sahen sich selbst als „Vorhut“, „Revolutionäre“ oder als „Pioniere“ bezeichneten. Fähnders verweist auf die „Aufbruch- und Ausbruchbewegungen des Fin de siècle“ (ebd., 14f), in der die Botschaften des Anarchisten und Bohemiens Erich Mühsam nicht nur bei den politisch bewussten Anarchisten und bei den Künstlern und Literaten Gehör fanden, sondern auch bei Außenseitern, den Deklassierten und Ausgestoßenen der Gesellschaft.

„Die Relationen zwischen Anarchismus und Vagabondage sind ja, wie angedeutet, von einem signifikanten Interesse der anarchistischen Bewegung an den Vagabunden gekennzeichnet, und vice versa.“ (Fähnders 2007, 42f)

Es sollte nicht zufällig passieren, dass gerade der Anarchismus sein Interesse auch an den Vagabunden zeigte und sich gezielt an die Nichtsesshaften wandte. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Blick auf den

expressionistischen Dichter Ludwig Rubiner (1881-1920), der sich 1912 die Fragen „Wer bin ich?“ und „Wer sind die Kameraden?“ stellt und auch gleich folgende Antworten liefert:

„Prostituierte, Dichter, Zuhälter, Sammler von verlorenen Gegenständen, Gelegenheitsdiebe, Nichtsteuer, Liebespaare inmitten der Umarmung, religiös Irrsinnige, Säufer, Kettenraucher, Arbeitslose, Vielfraße, Pennbrüder, Einbrecher, Erpresser, Kritiker, Schlafsüchtige, Gesindel. Und für Momente alle Frauen der Welt. Wir sind Auswurf, der Abhub, die Verachtung. Wir sind die Arbeitslosen, die Arbeitsunfähigen, die Arbeitsunwilligen.“ (Rubiner 1912, 62, zit. n. Fährnders 2009, 15).

Fährnders sieht in den Aktivitäten der Vagabondage in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein hohes Maß an Selbstreflexion, „Nachdenken über den eigenen Status“, eine „Rollen- oder Identitätssuche“ bis hin zum „Entwurf einer kollektiven Identität“ (ebd., 15f). Fährnders problematisiert die Verortung der Vagabunden in der Gesellschaft und hebt hervor, dass ihr sozialer Ausschluss die „Basis massiver materieller Repression, und es ist gerade die Unterdrückung, die in den Zeugnissen der Vagabunden immer wieder thematisiert und beschrieben und beklagt wird“ (ebd. 19).

„Bei aller Trotzhaltung und Pfiffigkeit im Überlebenskampf scheint in vielen Zeugnissen der Vagabunden eben nicht ein produktiver oder gar kulturstiftender Impetus auf, sondern schiere Verzweiflung (...)“ (ebd.).

„So bleibt die Figur des Vagabunden umkämpft und umstritten: Als Verkörperung der sozialen Exklusion scheint sie gerade ob ihrer Außenseiterstellung Garant für eine neue Kultur; aber als Opfer eben dieser gesellschaftlichen Ausschließung ist sie Unterdrückung und Ohnmacht ausgeliefert oder doch unterworfen und davon bedroht, mundtot gemacht zu werden.“ (ebd., 20)

Fährnders (2007, 45ff) beleuchtet insbesondere den Konflikt von Arbeit, Arbeitsverweigerung und Vagabondage in Zusammenhang mit Exklusion, denn „es ist die Arbeit, die in der Moderne Exklusion und Inklusion dirigiert.“ (ebd.) Der Vagabund verweigere eine ihm „nicht selbstbestimmte Arbeit“, und zweifelslos sei es die Arbeitslosigkeit die ihn in die Vagabondage bzw. in die Exklusion geführt hat. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Grundsatzrede von Gregor Gog vom Stuttgarter Vagabundentreffen im Jahr 1929:

„Heute, in der furchtbar erstickten und sozial wie seelisch aufgerissenen Zeit, allwo das Elend den Himmel verfärbt, (...) ist das Heer der Vagabunden ein Riesenzug von Elenden, von Kranken, Invaliden, Hilfs- und Schutzlosen. Viele, die meisten, sind nicht freiwillig aus der Gesellschaft ausgetreten; sie wurden aus ihr ausgestoßen als Arbeitslose, Wohnungslose, Rechtlose. Die Ausbeutung hatte sie aufgebraucht, wie sie von ihren Türen. Die wenigsten sind es, die mit einem Jubelschrei die Gesellschaft selbst abgestoßen haben.“ (Gog 2009, 218)

Fähnders (2007, 47) zeigt aber auch die gegensätzliche Perspektive auf, nämlich die der bewussten „Arbeitsverweigerung als Inklusionsverweigerung und Selbstexklusion“ (ebd.), wobei Arbeitsverweigerung stigmatisiere und den Ausschluss vollende. Gerade jene Vagabunden, die sich ausdrücklich zum Ausschluss bekennen, geben die „Projektionsfläche für Selbststilisierungen und Selbstbilder ab, die sie zu Prototypen für ein Anderes, Drittes“ (ebd.) machen:

„Der Vagabund – freilich gereinigt vom Schmutz der Landstraße und von der auch mentalen Depravierung des tagtäglichen Überlebenskampfes – erscheint als Möglichkeit oder Garant einer utopischen Alternative zur bestehenden Ordnung. Er, der Ausgeschlossene und sich selbst Ausschließende, wird Vorbild, ausgestattet mit einer ganz besonderen symbolischen Potenz und Kompetenz (...).“ (ebd., 49f)

Fähnders sieht die Exklusion, die bei vielen Vagabunden nicht nur als „Stigma des Elends“, sondern als „utopische Hoffnung“ aufscheint, als ein Nachweis für „diese Selbstaufhebung oder Transzendierung der Vagabondage und ihrer sozialen Exklusion. Es ist eine vor falscher Romantik nicht immer gefeite Vagabondage in entgrenzte Orte und Räume mit utopischem Verheißungscharakter.“ (ebd., 53)

Ab 1933 wurden Vagabunden wieder verstärkt verfolgt, in Konzentrationslager gebracht oder in die Emigration getrieben, einige führten im Exil ihre vagabundisch-künstlerische Tätigkeit fort. Mit dem Zweiten Weltkrieg endete jedoch die Vagabundenzeit (vgl. Fähnders ebd., 10f).

„Seither haben sich die Formen des Vagabundierens, des freiwilligen wie des erzwungenen, markant verändert – Stichworte sind Fluchtbewegungen wie Migration und Vertreibung oder Obdachlosigkeit, die sich wie zaghaft auch immer in Straßen-Zeitungen, Ausstellungen und anderen Foren artikulieren. Die Figur des klassischen Vagabunden ist verschwunden; in der aktuellen

kulturhistorischen Debatte ist er dem Nomaden, den nomadischen Existenzen gewichen.“ (Fähnders 2009, 11)

In der Trilogie von Pío Baroja, die ich in meiner Diplomarbeit analysiere, erscheinen in allen drei Bänden vagabundierende Menschen. Pío Baroja selbst meinte in einem Artikel aus den 1930er Jahren (1976, 726ff), dass es zu jener Zeit inner- und außerhalb Spaniens mehr Vagabunden als je zuvor gab. Die Beschäftigungskrise verursachte, dass viele Arbeiter den Ort wechselten, ihr Dorf verlassen mussten, um woanders eine Arbeit zu finden. Baroja nannte sie „zufällige“ bzw. „Gelegenheitsvagabunden“, Reisende, von denen sich einige an ihr umherschweifendes Leben gewöhnten: „Estos son vagabundos accidentales, pasajeros“ (ebd.). Vagabunden wären charakteristisch ruhig, freiheitsliebend und nicht besonders von Abenteuerlust geprägt. Sie wären dafür einfach zu philosophisch, so Baroja.

Exkurs: Spaniens Gesellschaft im ausgehenden 19. Jahrhundert

Identitätskrise, Massenverarmung und Perspektivenlosigkeit?

Jene Zeit in Spanien, in der Pío Baroja „Der Kampf ums Leben“ schrieb, nannte man die Restaurationsära (1875-1923). Damit war die Wiedereinführung der Bourbonendynastie gemeint, in der sich die politischen Parteien laut Bernecker (2002, 131f) vor allem für die Interessen der gebildeten, besitzenden Gesellschaftsschichten, wie beispielsweise die Großgrundbesitzer und die bürokratischen und militärischen Mittelschichten, sowie die Belange der kommerziellen und der industriellen Bourgeoisie stark machten.

Fasst man die Zeit der Restauration zusammen, so ergibt sich nach Bernecker (ebd., 132f) folgendes Bild: In der mehrheitlich vorindustriellen, analphabetischen Gesellschaft (um 1877 waren noch 75,5 % der Bevölkerung AnalphabetInnen, um 1900 noch ca. 66,5 %) waren massive Wahlmanipulationen und das Kazikentum „funktionale Bestandteile des Regierungssystems, dessen Nutznießer im wesentlichen wiederum die Oligarchie war“ (ebd., 133). Der Kazike (*cacique*) –beispielsweise ein Großgrundbesitzer, Bürgermeister oder Pfarrer– übernahm die Aufgabe, insbesondere in ländlichen Gebieten, das Abhängigkeitsverhältnis der Wähler gegenüber den Behörden politisch auszunutzen. Geling dies nicht, wurden die Wahlen massiv gefälscht. Die zwei führenden politischen Parteien waren die (Liberal-)Konservative Partei und die (Fusionistisch-)Liberale Partei, die sich – nach Übereinkunft durch den so genannten „Pardo-Pakt“ im Jahre 1885– nach jeder Wahl regelmäßig an der Macht abwechselten. Dieses Regierungssystem wurde durch das Manipulationssystem des Kazikentums gestützt.

Die große Krise, das „Desaster“, der Restaurationsära begann im Februar 1898 als das US-Schiff „Maine“ im Hafen von Havanna explodierte, Spanien daraufhin von den USA als Urheber des Anschlags verdächtigt wurde und in Folge der Spanisch-Amerikanische Krieg ausgelöst wurde. Dieser Krieg kostete Spanien Unsummen und brachte eine hohe Anzahl an Menschenopfern. Innerhalb von drei Monaten verlor Spanien alle Besitzungen der letzten 400 Jahre. Im Friedensvertrag von Paris (10. Dezember 1898) musste Spanien ihre

letzten bedeutenderen Kolonien (die Philippinen, Puerto Rico und Guam) an die USA abtreten, während Kuba formal unabhängig wurde. Diese Geschehnisse lösten in Spanien eine tief greifende Bewusstseinskrise aus. Politischer sowie intellektueller Pessimismus griff um sich. In der Literatur war dieser mit der „Generation von 1898“ verbunden, die mit der Restaurationsära scharf ins Gericht gingen und Spanien am Rande der Modernität Europas sahen. Politisch betrachtet brachte die Katastrophe von 1898 jedoch keine Veränderung, dieselbe politische Klasse, die vor dem Krieg falsche Entscheidungen traf, blieb danach an der Macht (vgl. Herold-Schmidt 2004, 348; Bernecker 2010, 11ff).

„Es ist sicherlich richtig, dass das Land damals im internationalen Kontext keine Bedeutung hatte – weder demographisch noch wirtschaftlich oder militärisch. Fassungslos starteten spanische Politiker und Intellektuelle auf die anderen Nationen des Kontinents (...). Spanien befand sich demgegenüber in einer tiefen Identitätskrise, es lag wirtschaftlich am Boden und hatte politisch jegliche Orientierung verloren.“ (Bernecker 2010, 22)

Die Gesellschaft Spaniens bestand nach Bernecker (2010, 38) neben einer Bourgeoisie und den Mittelschichten, zu denen Kleinhändler, Handwerker, Angestellte, Beamte, Kleinbauer, Pächter und die meisten Freiberufler zählten, auch aus mehreren Millionen Agrarproletariern:

„Die Basis der Gesellschaft bildeten rund zwei Millionen Agrarproletarier, zu denen noch eine Million Kleinbauern zu rechnen ist, deren Parzelle zum Überleben nicht ausreichte und die sich daher als Tagelöhner verdienen mussten; hinzu kamen eine ständig zunehmende Zahl städtischer Arbeiter – gegen Ende des Jahrhunderts betrug sie schon eine Million, vor allem in der Bauwirtschaft und der Textilindustrie, in der der Anteil der Frauen besonders hoch war –; über 500 000 Hausbedienstete und mindestens 100 000 „Marginalisierte“, die mit Bettelei und Diebstahl kärglichst überlebten.“ (ebd., 39)

Die Restaurationsära stellt laut Bernecker (2002, 134) nicht nur eine politische Einheit dar, sondern ist auch die Zeit, in der in einigen Landesteilen Spaniens der industrielle Durchbruch gelang. Spanien war dessen ungeachtet zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch immer vorrangig rural bzw. landwirtschaftlich geprägt. Die Industrie entwickelte sich einseitig, sie konzentrierte sich fast ausschließlich auf die Peripherie, vor allem um die Gegend um Barcelona. Die Gegensätze waren derart groß, sodass man zu jener Zeit laut Herold-Schmidt (2004, 329) von „zweier Spanien“ (*las dos Españas*) sprach. Durch die im

europäischen Vergleich späte Industrialisierung entstand eine Industriearbeiterschaft, die jedoch weder in das politische noch in das gesellschaftliche System der Monarchie bzw. der Restauration eingegliedert wurde. Die Belange der Arbeiter wurden nur wenig berücksichtigt (vgl. Bernecker 2002, 135f).

„Ein katalanischer Arbeiter mußte im Durchschnitt 75 Prozent seines Lohnes ausschließlich für die Ernährung aufbringen. Ergebnis der Niedrigstlöhne waren Analphabetismus und Alkoholismus, Tuberkulose und Typhus, menschenunwürdige Wohnraumverhältnisse und Prostitution. Eine Besserung der Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft war von den Regierungen der Restaurationszeit kaum zu erwarten.“ (ebd., 136)

Die nicht in das System integrierte spanische Arbeiterbewegung wandte sich dem Anarchismus und dem Sozialismus zu. Sie organisierte sich erst am Ende des 19. Jahrhunderts, die bedeutendste Richtung war definitiv der Anarchismus (vgl. Bernecker 2002, 136f). Hierbei ist noch zu erwähnen, dass es sich bei den angesprochenen Industriearbeitern ausschließlich um Männer handelte, Frauen durften nur in bestimmten Berufen bzw. in bestimmten Bereichen berufstätig sein und laut der damaligen Gesetzeslage konnte der Mann bestimmen, ob seine Ehefrau arbeiten durfte oder nicht. (vgl. Bernecker 2010, 28)

In der Restaurationszeit kam es zu einem verstärkten Zuzug in die Städte, in deren Umkreis auch die Elendsviertel wuchsen. Die sozialen Probleme wurden durch die zunehmende Industrialisierung und Verarmung der Massen ausgelöst. Dies alles spiegelt sich in der politischen Situation wider (vgl. Kreutzer 1991, 9 und 75).

„Unter dem Proletariat gewann der Sozialismus gegenüber dem zunächst einflussreichen Anarchismus an Boden, der Anarchismus wiederum radikalisierte sich und äußerte sich in Attentaten und Revolten“ (ebd., 75).

Auch Herold-Schmidt (2004, 360) verweist auf die „erbärmlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen“ der Arbeiter in den Städten. Er hebt überdies die auffallend hohe Sterblichkeitsrate jener Zeit hervor. Die Lebenserwartung zum Zeitpunkt der Geburt betrug um ca. 1900 lediglich 35 Jahre. Die Ursache dafür lag vor allem an der „normalen“ Sterblichkeit aufgrund von Krankheiten wie Tuberkulose, Bronchitis, Pneumonien, Pocken, Malaria, Masern, Diphtherie,

etc., die um 1905 für 60% aller Todesfälle verantwortlich waren. Er führt anknüpfend die chronische Unterernährung, die Defizite in der sanitären Infrastruktur und Städtehygiene sowie den Stand der medizinischen Versorgung als zentrale Faktoren der hohen Sterblichkeitsrate an (vgl. ebd., 351).

Bernecker (2010, 23) spricht ebenso die hohe Sterblichkeitsrate, einer der höchsten in Europa zu dieser Zeit, und die Epidemien wie die der Cholera an. Aufgrund der hohen Kindersterblichkeitsrate, verursacht durch fehlende Hygiene und Mangelernährung, wuchs die spanische Bevölkerung trotz der hohen Geburtenrate nur langsam.

„Um die Jahrhundertwende spitzte sich die Situation schon wieder zu: Vor allem in den Jahren 1898 und 1904/05 stiegen die Lebensmittelpreise drastisch an; viele Angehörige der ärmeren Schichten konnten sich keine ausreichende Nahrung mehr leisten, abermals waren Epidemien die Folge.“ (ebd.)

Das Leben in den ländlichen Gegenden gestaltete sich laut Bernecker als außerordentlich hart. Die Menschen in den Dörfern hatten keinen Kontakt zur Außenwelt, sie waren auf sich selbst gestellt. Es fehlte an Schulbildung (dies hatte für die Regierungen keine Priorität), an Hygiene, an Gesundheitsvorsorge, u.a. Speziell am Land starben die Menschen an Krankheiten wie Tuberkulose, die durch mangelnde oder Fehlernährung ausgelöst wurden. In den Städten war die Situation nicht erheblich besser. Lungenentzündungen und Tuberkulose galten als unheilbare Krankheiten. Infolge der Hungersnot kam es des Öfteren in kleineren Städten zu Aufständen, bei denen die Abschaffung der Konsumsteuern (*consumos*) gefordert wurde (vgl. Bernecker 2010, 23f). Viele Spanier wanderten aufgrund der extremen Not ins Ausland, vorwiegend nach Übersee, aus. Nach Herold-Schmidt (2004, 352) verließen zwischen 1900 und 1935 etwa 2,5 Millionen Spanier das Land, die meisten in Richtung Argentinien oder Brasilien.

Bezugnehmend auf Madrid, stieg die Einwohneranzahl der Hauptstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts enorm an. Um 1900 lebten an die 540.000 Personen in Madrid. Davon waren mehr als die Hälfte der BewohnerInnen nicht in der Hauptstadt geboren. (vgl. Bernecker 2010, 26). Die soziale Zusammensetzung der Stadt zeigte sich in einem enormen Nord-Süd-Gefälle. Die ärmeren Einwohner verteilten sich vor allem auf die südliche Peripherie

Madrids, in den „Extrarradios“, wo sich vorzugsweise viele Immigranten wegen der niedrigen Lebenserhaltungskosten niederließen. Die Ursachen für den Anstieg der Bevölkerung lagen u.a. in der Massenverarmung am Land und in der Bürokratisierung des Staates. In Madrid war es zu jener Zeit nicht einfach, Arbeit zu finden. Zu dieser Zeit vervielfachte sich die Zahl der karitativen Einrichtungen in der Hauptstadt. Madrid befand sich noch immer in der Phase der Kleinindustrie und hatte nicht die Mittel, um die Massen an Immigranten zu erhalten. Probleme in den Außenbezirken bereiteten besonders die mangelnde Hygiene und Sauberkeit. Da der städtische Reinigungsdienst alleine nicht ausreichte, war die Gemeinde auf die Lumpensammler bzw. Lumpenhändler angewiesen, die in den frühen Morgenstunden die Stadt durchstreiften um Müll einzusammeln. Viele hausten in Wellblechhütten oder Höhlen. Andere typische Wohnunterkünfte in den Extrarradios waren die so genannten „corralas“ oder auch „casas de corredor“, die sich alle stark ähnelten. Sie bestanden aus einem Gebäude mit vielen Wohnungen bzw. Zimmer, die einzelnen Wohnungen bzw. Stockwerke, waren durch Balkone verbunden. Das Gebäude hatte in der Mitte einen Innenhof, in der sich eine einzige Wasserquelle für alle Mieter befand. Den Gebäuden fehlte es an Toiletten, Licht, Sauberkeit. Die Mieter waren große Familien, teilweise wohnten bis zu zehn Personen auf engsten Raum. Viele davon nahmen nochmals Untermieter auf, um nicht allein die Miete aufbringen zu müssen. Die Bewohner dieser Häuser waren meist Angehörige der Arbeiterklasse, Lumpensammler, Straßenhändler, Obdachlose, u.a. die sich nicht die Miete für eine anständige Unterkunft leisten konnten (vgl. UCM 1989/99, {Online}).

Fasst man laut Bernecker die Situation Spaniens um die Jahrhundertwende zusammen, so ergibt sich ein ambivalentes Bild:

„Niedergeschlagenheit und Perspektivenlosigkeit auf der einen Seite, Aufbruchsstimmung und Planungseuphorie auf der einen anderen. In vielerlei Hinsicht war das Land im europäischen Vergleich unterentwickelt, kulturell aber setzte es zu einem Höhenflug an (...).“ (ebd., 28)

3.3. Zusammenfassung des Kapitels

In diesem Kapitel wurde der Versuch angestellt, den Begriff der sozialen Exklusion anhand von aktuellen Konzepten zu definieren. Des Weiteren wurde ein geschichtlicher Rückblick auf die Problematik der Exklusion unternommen und dabei im Besonderen die Vagabunden als Beispiel für marginalisierte Personen in vergangenen Zeiten beleuchtet.

Hier sollen die zentralen Punkte nochmals hervorgehoben und präsentiert werden:

- Speziell in neuen Werken kommt zum Vorschein, dass Exklusion heute nicht mehr ein „Randgruppenphänomen“ darstellt bzw. bedeutet, aus der Gesellschaft ausgeschlossen zu werden, sondern, dass Ausgrenzung in Verbindung mit dem „Dringen“ der Gesellschaft steht. Die Ausgegrenzten der heutigen Zeit sind Teil der Gesellschaft, trotz fehlender Beteiligung daran. (vgl. u.a. Kronauer 2004 u. 2006, Bude/Willisch 2006 u. 2008).
- Es wird deutlich, dass es zwar bestimmte erschwerende Faktoren wie Migration, Kinderreichtum, geringe Qualifikation, etc. gibt, ins soziale Abseits zu rutschen, jedoch zeige sich auch, dass man trotz Berufstätigkeit, trotz hoher Qualifikation und Motivation den Anschluss verlieren kann. Der soziale Abstieg ist heute von überall möglich. (vgl. Bude/Willisch 2006 und 2008, Bauman 2005)
- Das stellt einen bedeutenden Unterschied zu vergangenen Zeiten dar, in denen marginalisierte Menschen aus der Gesellschaft und von allen Bürgerrechten ausgeschlossen wurden und teils sogar als „unwürdig“ und „gefährlich“ galten. Soziale Randgruppen waren in der Vergangenheit vielfach Verfolgung, Bestrafung und Stigmatisierung ausgesetzt (vgl. u.a. Kronauer 2004; Rheinheimer 2000). Vagabunden, deren Geschichte bis ins frühe Mittelalter zurückreicht, sind ein klassisches Beispiel für exkludierte Menschen der Vergangenheit. Ihre Existenz hatte wenig mit dem „fröhlichen Landstreicherleben“ zu tun, wie sie gerne folklorisierend dargestellt werden.

Vielmehr mussten sie oft ums bloße Überleben kämpfen. Die Vagabondage des frühen 20. Jahrhunderts tritt im Gegensatz dazu im besonderen Zusammenhang mit der Boheme und dem Anarchismus hervor und wird als eine Gegenkultur innerhalb der Moderne, als eine Form für das unangepasste Leben und oftmals auch als bewusste Selbstexklusion gesehen.

- In der heutigen Debatte um die „Überflüssigen“ gehe es vor allem darum, nicht mehr mithalten und nichts mehr vorweisen zu können, das heißt konkret, „überflüssig zu sein, in einer Überflussgesellschaft“ (Vogel 2008, 157) oder nach Bauman „überzählig und nutzlos zu sein, nicht gebraucht zu werden (...) (2005, 20). Besonders Jugendliche stehen unter einem enormen Leistungsdruck. Ausgrenzung, die Erfahrung von Ungerechtigkeit trotz Qualifikation und Kompetenz erzeuge Frust und führe schließlich zu Eskapismus, Verweigerung (Stipsits 2008, 49).

4. Pío Baroja und die Trilogie „Der Kampf ums Leben“

Im folgenden Kapitel wird der Autor Pío Baroja vorgestellt. Dabei gehe ich, nach einem biographischen Abriss, auf seine künstlerische Tätigkeit ein und behandle die Bedeutung seiner Arbeit. In einem zweiten Schritt werden die Inhalte der Trilogie „Der Kampf ums Leben“, mit der ich mich in meiner Diplomarbeit befasse, präsentiert.

4.1. Pío Baroja – Person und Werk

Pío Baroja y Nessi (geb. 1872 in San Sebastián; Spanien) war ein baskischer Schriftsteller, der zur so genannten „Generation von 98“ gezählt wird. Zu dieser Generation gehörten neben Pío Baroja auch Schriftsteller wie Miguel de Unamuno, José Martínez Ruiz („Azorín“), Antonio Machado, Ramiro de Maeztu, Valle-Inclán, u.a. Die Zugehörigkeit Barojas zu dieser Generation wurde des Öfteren diskutiert. Er selbst rechnete sich zumindest nicht dazu. Baroja, laut Varela Iglesias „Schriftsteller mit anarchistischen und individualistischen Geist“ (2005, 316), negierte selbst stets die Existenz jener Generation, die ihren Ursprung in der nationalen Katastrophe Spaniens von 1898 hat, in der das Land seine letzten bedeutenden Kolonien an die USA verlor. Für Kreutzer (1991, 81f u. 98) erstrebte die „Generation von 98“ infolge dessen eine Rettung und Erneuerung Spaniens durch eine „ideologische Umorientierung des Landes“ (ebd.).

Pío Baroja entstammte einer künstlerisch begabten Familie; der Vater dichtete, der Bruder Ricardo war Maler und ebenfalls Autor. Baroja studierte Medizin in Madrid und Valencia und schrieb mit 21 Jahren seine Dissertation mit dem Titel „Über den Schmerz“. Nach zweijähriger Tätigkeit als Amtsarzt im Baskenland arbeitete er in der Bäckerei seiner Tante in Madrid. Da die Arbeit in der Bäckerei erfolglos blieb gab er auch diese schnell auf. In Madrid, wo er Kontakte zu Autoren wie Azorín und Maeztu knüpfte, widmete er sich schließlich ab ca. 1900 endgültig dem Schreiben und veröffentlichte seine ersten Werke. 1902 hatte er seinen definitiven Durchbruch als Schriftsteller.

Sein Leben war von zahlreichen Reisen quer durch Europa geprägt. 1935 wurde er in die Spanische Akademie, die Real Academia Española (RAE), aufgenommen. Während des Spanischen Bürgerkriegs lebte er im Exil in Frankreich, von wo er 1940 nach Madrid zurückkehrte und bis zu seinem Tod im Jahr 1956 verweilte.³

Baroja zog viele Bewunderer aus dem Ausland an. Beispielsweise John Dos Passos oder Ernest Hemingway, welcher als großer Verehrer Barojas galt, sich seinen Schüler nannte und 1956 huldigend dessen Sarg folgte (vgl. Niedermayer 1964, 21). Pío Baroja hinterlässt ein sehr umfangreiches literarisches Erbe, er verfasste weit mehr als 100 Werke, von denen u.a. viele in Trilogien zusammengefasst wurden. Der spanische Schriftsteller Max Aub bemerkte zu Barojas Schreibweise Folgendes:

„Wenn er die Meinung hat, ein Band enthalte genug Seiten, schließt er ihn ab. Gefällt ihm aber sein Held oder der Lauf der Abenteuer, schreibt er einen zweiten Band. Wenn nicht, lässt er's bleiben.“ (Max Aub o.A., zit. n. Niedermayer 1964, 20)

In seinen Romanen entdeckte Pío Baroja laut Niedermayer (1964, 21) unter anderem die Vorstädte Madrids, deren Umgangssprache er liebte. Beeinflusst wurde er von englischen Abenteuerromanen, von Daniel Defoe bis Charles Dickens, er lernte von Fjodor M. Dostojewskij und Honoré de Balzac. Baroja, der „Anti-Klassiker“ (ebd.), hatte keine wirkliche Poetik, ebenso wenig eine politische Überzeugung.

Generell wird ihm eine misanthropische Grundeinstellung nachgesagt (was manche schon am Titel seiner Dissertation zu erkennen vermochten). Nietzsche und Schopenhauer beeinflussen demzufolge Baroja in seinem Schaffen, wie nachstehende Zitate zeigen:

„Barojas Weltanschauung ist in ihren beiden Hauptaspekten, ihrem Pessimismus und ihrem Hang zum Vitalismus, stark durch Schopenhauer und Nietzsche geprägt. Sie dürfte sich am ehesten als individualistisch und anarchistisch bestimmen lassen.“ (Kreutzer 1991, 93)

³ Die Quellen für die Biographie Pío Barojas stammen v.a. von Kreutzer (1991), Muster (1991) und Niedermayer (1964).

„Bei Nietzsche findet er den Helden, der er selber sein möchte, bei Schopenhauer die Bestätigung, dass diese Welt nichts und verachtenswert ist.“ (Muster 1991, {ONLINE})

„Baroja verharrte in seinem Pessimismus, bei seiner skeptischen Kritik und persönlichen Menschenscheu. Dahinter verbargen sich ein heimlich gütiges Herz, eine humane Seele, aber auch ein vom Lebenskampf Geplagter und von der Welt Enttäuschter (...), ein verbitterter Junggeselle, ein schonungslos sarkastischer Weltdarsteller – aber kein Menschenfeind oder Nihilist.“ (Niedermayer 1964, 19f)

Baroja selbst äußert sich dazu folgendermaßen: „Instinktiv und aus meiner Erfahrung heraus glaube ich, dass der Mensch ein schädliches Tier ist, neidisch, grausam, von üblen Leidenschaften erfüllt.“ (Pío Baroja o. A., zit. n. Muster ebd.) Die Darsteller in Barojas Romanen, die „Helden“, scheitern im Verlauf der Geschichten, „das Schicksal zerbricht sie, die eigene Veranlagung, sie können sich nicht anpassen. (...) Meist sind es Männer, die gegen die Gesellschaft rebellieren, die asozial, pessimistisch sind, wie der Autor“ (Muster 1991, {ONLINE}).

Die Abenteurer in Barojas Romanen, wie auch diejenigen in der Diplomarbeit behandelten Trilogie, erinnern häufig an die „klassisch-spanische“ Romanfigur, den Schelm (pícaro)⁴, dessen Lebensweg sich durch verschiedene Gesellschaftskreise zieht. Der Schelm, ein „halber Außenseiter“, kann sich einerseits nicht der Gesellschaft anschließen, ist aber andererseits von der Teilhabe an der Gesellschaft abhängig und muss daher seine Zugehörigkeit an ihr vorspiegeln (vgl. Bauer 1994, 8ff):

„Da die Gesellschaft die soziale Akzeptanz eines Menschen von seiner moralischen Integrität abhängig macht, schließt sie den Pikaro für gewöhnlich aus dem Kreis ihrer angesehenen Mitglieder und von der Teilhabe an den Gemeinschaftsgütern aus. Da der Pikaro ohne eine gewisse Teilhabe an diesen Gütern jedoch nicht überleben kann, muß er seine mangelnde Integration überspielen und eine Zugehörigkeit zur Gesellschaft vortäuschen.“ (ebd., 11)

Pío Baroja analysiert laut Bauer-Funke (2006, 20) in seinen Werken „den gesellschaftlichen Verfall Spaniens, das Elend der Großstadt und den Kampf

⁴ Die Entstehung der „novela picaresca“, des Schelmenromans, geht auf den 1554 in Spanien anonym veröffentlichten Roman „Lazarillo de Tormes“ zurück (Bauer 1994, 1).

um das Leben, der auch seiner Trilogie *La lucha por la vida* den Namen gibt.“ (ebd.) Barojas Protest gegen die gesellschaftlichen und politischen Übel zu Ende des 19. Jahrhunderts komme in seinen Romanen zum Ausdruck, der bezeichnend für die kritische Haltung der „Generation von 98“ sei (ebd., 21).

Pío Baroja wurde laut Niedermayer (1964, 20) als Verächter der traditionellen Stilregeln und der Grammatik betrachtet. Er hebe sich durch seine „bezwingende Wahrheitsliebe“, durch seine „schonungslose Offenheit“ und dem „anspruchslosen, ungekünstelten, sehr lebensnahen Stil des geborenen Erzählers“ (ebd.) hervor. Muster (1991, {ONLINE}) beschreibt dies so: „Von Perfektion hält er nichts, sie ist langweilig: er schreibt spontan, die Absätze sind kurz, Stilexperimente haben im Roman seiner Meinung nach nichts zu suchen.“ Muster (ebd.) erklärt im Weiteren, dass sich der baskische Autor besonders am Anfang seiner Karriere des Öfteren vorwerfen lassen musste, er könne nicht ausreichend Spanisch, sein Spanisch sei schlampig und er gehe besonders mit Präpositionen sowie mit ganzen Sätzen und Absätzen sorglos um.

Auch Kreutzer beschreibt die Romane Barojas als durch eine „recht spontan konzipierte, jedenfalls kaum subtil konstruierte, dafür oft dynamische und ereignisreiche Handlung gekennzeichnet“ (1991, 92). Seine Romane kennzeichnen sich durch Offenheit und Formlosigkeit, sind ohne Anfang und ohne Ende. Weshalb er höchstwahrscheinlich der Autor „ohne Plan“ genannt wurde.

Sein Schaffen „beruht auf der Überzeugung, daß Kunst dem Leben unterzuordnen sei und daß sie sich nur durch genaue Wiedergabe der Wirklichkeit rechtfertige“ (ebd., 92). Der Roman sei ein einfaches und formloses Genre, „ein Sack, in den alles hineingeht“ (Baroja o.A., zit. n. Kreutzer 1991, 92).

Baroja wird eine langfristig merkbare Wirkung seines Schaffens nachgesagt. Sein Einfluss auf den spanischen Roman nach dem Spanischen Bürgerkrieg überwiege zu den seiner Zeitgenossen. Seine kritische Haltung, auch im sozialen Bereich, sei besonders in bürgerlichen Kreisen leichter akzeptiert gewesen, als z.B. die destruktive Position seines Schriftstellerkollegen Valle-

Incláns (vgl. Kreutzer 1991, 94). Baroja dürfte deshalb eine wichtige Rolle zur „Entstehung eines sozialen Gewissens in den Mittelklassen“ (ebd.) während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gespielt haben.

Er gilt bis heute als der wohl bedeutendste spanische Romancier des letzten Jahrhunderts.

4.2. Zum Inhalt von „Der Kampf ums Leben“

Die drei Novellen, die ich im Folgenden vorstellen möchte, bilden zusammen die Trilogie „Der Kampf ums Leben“ (im Original: „La lucha por la vida“), die zwischen 1904 und 1905 erschien. Sie gliedert sich in die Novellen „Irrende Jugend“ („La busca“), „Giftkraut“ („Mala hierba“) und „Morgenrot“ („Aurora roja“).

Die Trilogie schildert die Armut der unteren Schichten sowie die Klassenunterschiede der madrilenischen Bevölkerung in den letzten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Baroja führt die LeserInnen in die südlichen Randbezirke Madrids, in denen die Menschen in Wellblechhütten hausen, die Burschen Banden bilden und die Mädchen sich bereits in jungen Jahren verkaufen. Prostitution, Alkohol, Gewalt und unzumutbare hygienische Zustände bestimmen das Bild der Menschen in den Armensiedlungen Madrids, wovon die gut situierte Bevölkerung anscheinend nur wenig davon mitbekommt. Die Trilogie führt in das „Proletarier- und Asozialenmilieu“ (Kreutzer 1991, 91f) Madrids:

„Die in drastischem Realismus gehaltene Darstellung der trostlosen Hinterhöfe, des Schmutzes, der Promiskuität der Elendsviertel und, vor diesem Hintergrund, der Kampf einzelner um den Aufstieg lassen das soziale Engagement des Autors erkennen.“ (ebd.)

In dieser Trilogie kommen laut Varela Iglesias (2005, 316) genau die Elemente zum Vorschein, die der Autor Pío Baroja kritisieren möchte: das Elend und die Verrohung der ärmlichen Bevölkerung, der Schmutz der (Fabriks-)Arbeitervierteln, die Scheinheiligkeit des Bürgertums, die Sklerosierung der Religion, das farblose Leben in der Vorstadt, die wilden Liebschaften ohne einen Hauch von Poesie, der säuerliche Gestank von Schweiß und Schmutz

usw. „Der Kampf ums Leben“ sei eine Tragödie der modernen Welt, eine alltägliche Tragödie, eine ohne Lärm, ohne Schreie und ohne Tränen: „Es la tragedia del mundo moderno, (...) una tragedia cotidiana, una tragedia sin ruidos, sin gritos, sin lágrimas..pero tragedia al fin y al cabo.“ (ebd.)

Nach Bauer-Funke (2006, 21) lassen sich die drei Novellen der Trilogie folgendermaßen skizzieren:

„Schauplätze sind die ärmlichen Vorstadtviertel Madrids sowie die gehobene Mittelschicht, in denen die darwinistische These vom Kampf aller gegen alle durchgespielt (...) wird. In der Beschreibung der erbärmlichen Lebensverhältnisse dominieren die soziale Anklage und die Kritik an der moralischen Korruptheit. Idealisten wie der Intellektuelle Juan Alcázar, der im Anarchismus die Lösung für die soziale Ungerechtigkeit sieht, scheitern jedoch an der Skrupellosigkeit und moralischen Verkommenheit der Gesellschaft.“ (ebd.).

Der erste Teil der Trilogie, „Irrende Jugend“, beginnt mit der Ankunft des ca. 10-14-jährigen Manuel Alcázar in Madrid. Manuel wird aus einem kleinen sorianischen Dorf, wo er bei seinem Onkel lebt, zu seiner Mutter in die Stadt geschickt. Die Mutter arbeitet als Magd in einer Pension, wo er ihr anfänglich aushilft. Außer mit dem englischstämmigen Studenten Roberto Hasting, der in der Pension lebt, kommt er mit anderen nicht zurecht. Schnell gerät er mit einigen Pensionsgästen in Streit und wird hinausgeworfen. Seine Mutter bringt ihn bei seinem Onkel, Señor Ignacio, unter, der mit seinen Söhnen Leandro und Vidal in der Vorstadt eine Schusterei betreibt. Er lernt Vidals Freunde wie z.B. Bizco kennen, die einer Jugendbande angehören und sich „die Piraten“ nennen. Von hier an kommt er mit den unteren Schichten Madrids in Kontakt.

Auch in der Schuhmeisterwerkstatt bleibt er nicht lange. Er verweilt in Folge an den unterschiedlichsten Orten in Madrid, lebt und arbeitet kurze Zeit in einem Obst- und Gemüseladen und in einer Backstube, ehe er schließlich nach dem Tod seiner Mutter in den Vororten Madrids unter Jugendbanden, Bettlern, „Gassenjungen und Drückebergern“ (vgl. Baroja 1948) landet. Er scheint nicht recht zu wissen, ob er sich der Arbeitswelt oder der Welt der Vagabunden und Gauner hingeben soll. Pío Baroja beschreibt eindringlich und auf düstere Weise

die Menschen der unteren Schichten der madrilenischen Gesellschaft. Inmitten befindet sich stets Manuel, der immer tiefer absteigt. Gegen Ende des ersten Teils lernt er Herrn Custodio, einen Lumpensammler, kennen, der ihn bei sich wohnen lässt. Nachdem er sich in Custodios Tochter Justa verliebt, die bereits einen anderen versprochen ist, verlässt er tief verletzt und von Eifersucht geplagt die Familie. Manuel beschließt, ein neues Leben zu beginnen.

In „Giftkraut“ (1904), der Fortsetzung, trifft Manuel wieder auf Roberto Hasting, der fleißig daran arbeitet, Erfolg zu haben und reich zu werden. Manuel hingegen sucht zunächst ziel- und antriebslos Hilfe bei Roberto. Im zweiten Teil erscheinen wieder teilweise die Charaktere des ersten Romans; manche stärker, manche weniger intensiv. Junge Bohemiens, Angehörige der gehobenen Mittelschicht Madrids kommen ebenso vor wie Personen der Madrider „Unterwelt“. Manuels Intention ein neues, stetes Leben zu führen, scheitert. Nach einer Lehre bei einem Photographen wird er für ein „Betrugsmanöver“ (vgl. Baroja 1948) einer Baronin ausgenutzt. Eine Zeit lang lebt er als vermeintlicher „Sohn“ bei der Baronin, die mit dieser Handlung von einem wohlhabenden Bekannten Alimonte erpressen will. Als der Betrug auffliegt, landet er abermals auf der Straße. In weiterer Folge arbeitet er u.a. in einer Druckerei, haust in unterschiedlichen Asylen, trifft wieder auf Vidal, der jedoch zuletzt von Bizco ermordet wird.

Der letzte Teil der Trilogie, „Morgenrot“ (1905), behandelt intensiv den spanischen Anarchismus, indem der Fokus auf Manuels Bruder Juan Alcázar gelegt wird. Der Name Morgenrot bezieht sich auf jene Taverne, in der sich sonntäglich die anarchistischen Freunde von Manuels Bruder Juan treffen. Manuel ist inzwischen ein junger Erwachsener geworden, der sich als Besitzer einer Druckerei (mit finanzieller Hilfe von Roberto Hasting) selbstständig gemacht hat und ein dem Anschein nach geregeltes Leben führt. Er lebt mit seiner Schwester Ignacia und seiner zukünftigen Ehefrau Salvadora in einer bescheidenen Wohnung zusammen.

Juan, der im Gegensatz zu Manuel eine gute Schulbildung genoss und eigentlich Priester werden sollte, ist ein Träumer, Künstler und in gewisser

Hinsicht ein Vagabund, der die Lösung für die soziale Ungerechtigkeit im Anarchismus sieht, für seine idealistischen Ziele kämpft und am Ende des Bandes nach kurzer, schwerer Krankheit verstirbt.

5. Methodische Vorgehensweise der Analyse

Die beiden nachfolgenden Kapitel -die sich an das zweite Kapitel, indem das Verhältnis der Pädagogik zu literarischen Texten thematisiert wurde, anschließen- setzten sich mit dem methodischen Vorgehen bzw. mit der Analyse der drei Novellen auseinander. Es werden mit Bezug auf die (theoretischen) Vorüberlegungen ausgewählte Textpassagen der drei Novellen interpretiert.

5. 1. Beschreibung der Untersuchung der Trilogie

Die Analyse der Trilogie folgt grundsätzlich der leitenden Fragestellungen der Diplomarbeit: *Wie werden exkludierte Jugendliche in Barojas Trilogie „Der Kampf ums Leben“ dargestellt? Welche Entwicklungsprozesse durchleben die ausgegrenzten Jugendlichen im Laufe der drei Novellen?*

Ausgehend von der These, dass das Vagabundieren der Jugendlichen als eine Folge von Armut und sozialer Ausgrenzung- die einer unfreiwilligen- gesehen werden kann, stellt die Untersuchung den Versuch dar herauszufinden, auf welche Weise soziale Ausgrenzung, speziell bei Jugendlichen, in den drei Novellen der Trilogie vorkommt bzw. beschrieben wird. Um das vorhandene Textmaterial einzugrenzen und übersichtlich zu machen, wurden Erkenntnisleitende Fragen formuliert, die anschließend noch dargestellt werden.

Davor sollen an dieser Stelle noch einige wichtige Bemerkungen zur pädagogischen Analyse literarischer Texte angeführt werden:

Es sollte nach Casale (2005, 20) vermieden werden, „die Literatur zu pädagogisieren, als auch die Pädagogik zu literarisieren.“ Die Herausforderung der Literatur für die Pädagogik liege darin, dass sie „den anderen Ort“, das „Draußen“ darstelle.

Ricken (2005, 38) wiederum hebt die Wichtigkeit hervor, sich mit den ästhetischen Dimensionen literarischer Texte bedachtsam

auseinanderzusetzen und die Texte nicht bloß als „Illustrationen thematischer oder struktureller pädagogischer Fragestellungen zu lesen, sondern als Erkenntnis- und Wahrheitschancen ganz eigener Art aufzunehmen.“ (ebd.)

Rittelmeyer und Parmentier (2007, S. 41-47) verweisen in ihren methodischen Grundsätzen der hermeneutischen Interpretation darauf, dass man sich bei der Interpretation am Objekt orientiert und man bei der Interpretation nicht spekulativ über das Textmaterial hinausgeht. Es sei des Weiteren auch von Bedeutung, nicht nur den „Inhalt“ des vorliegenden Textes, sondern auch die formalen Eigenheiten zu beachten, da diese als wesentlich für den erfassten „Gehalt“ erweist.

5.2. Das Formulieren Erkenntnisleitender Fragen

Im Bezug zur zentralen Fragestellung werden hier Erkenntnisleitende Forschungsfragen formuliert, die die Analyse der Trilogie leiten und unterstützen sollen.

- *Wie werden die Jugendlichen dargestellt bzw. wie die Hauptfigur Manuel im Besonderen?*
- *Welche Hoffnungen, welche Erwartungen stellen die Jugendlichen an ihr Leben?*
- *Wie verläuft der Weg Manuels in die Marginalisierung?*
- *Wie wird soziale Ausgrenzung in der Trilogie dargestellt?*
- *Wie und wo leben die Jugendlichen in den Armenvierteln von Madrid?*
- *Welche Rolle nimmt das Vagabundieren ein? Wie kann das Vagabundieren der Jugendlichen verstanden werden?*
- *Gibt es Anzeichen, dass sich die Jugendlichen an die Gesellschaft anpassen (möchten bzw. können)?*
- *Welche Entwicklungsprozesse durchlebt Manuel im Vergleich der drei Novellen?*
- *Welche Rückschlüsse können sich daraus für die Sozialpädagogik ergeben?*

6. Analyse der Trilogie

6.1. Beschreibung der Jugendlichen

Bereits zu Beginn des ersten Teils der Trilogie, wird das Erscheinungsbild der Hauptperson Manuel Alcázar beschrieben, als er von seinem Onkel zu seiner Mutter Petra nach Madrid geschickt wird.

„Der Schwager schrieb ihr {Petra; Anm. MS}, daß er Manuel, den älteren der beiden Söhne Petras, nach Madrid schicke; gab aber keine Gründe für seinen unerwarteten Entschluß an. In der Botschaft hieß es lediglich, der Junge verliere bei ihnen auf dem Dorfe seine Zeit, und es sei wohl richtiger, er gehe nach Madrid und erlerne ein Handwerk. (...) Petra hatte vier Kinder, zwei Jungen und zwei Mädchen. Diese beiden hatten gute Stellen gefunden, das eine als Zofe bei zwei sehr reichen und frommen alten Damen, das jüngere als „Mädchen für alles“ bei einem Bankbeamten. Die Söhne hingegen bereiteten der Mutter weit mehr Sorge. Nicht so sehr der jüngere, denn man berichtete, er sei äußerst gutmütig veranlagt, wohl aber der ältere, Manuel; der zeige sich eigenwillig und widerspenstig.“ (Baroja 1948, Band I, 15f)

„Die beiden Brüder waren sehr gegensätzlich veranlagt. Während Manuel, der ältere, sich von seiner schlechtesten Seite, nämlich faul, lässig und jeden Ehrgeizes bar, zeigte, weder im Hause etwas lernen noch zur Schule gehen wollte, von ziellosen Umherstreifen, verwegenen Unternehmungen und jeder Gefahr begeistert war, offenbarte Juans, des jüngeren, Wesensart als hervorstechenden Zug eine beinahe krankhafte Sentimentalität, die ihm öfters bei völlig belanglosen Vorkommnissen Tränen entlockte.“ (ebd., 20)

„Auf der Fahrt nach Madrid dachte Manuel mit Bitterkeit daran, wie der Schulmeister und Organist des Ortes, ein altes, pedantisches Männlein, das den beiden Brüdern Latein einpaukte, dem Bruder mehrmals prophezeit hatte, er werde es später „zu etwas bringen“, andererseits aber Manuel dauernd einen leichtsinnigen Müßiggänger und Strolch schalt, der früher oder später ein schlimmes Ende nehmen müsse.“ (ebd., 20)

„Nach fünf oder sechs Tagen schon ging ihm alles daneben. (...) Sicher ist daß er nicht viel von seiner neuen Umgebung hielt. Beim Servieren mußte er, kaum waren einige Tage seit seiner Ankunft verstrichen, eine endlose Reihe von Ermahnungen, rohen Späßen und Anzüglichkeiten über sich ergehen lassen. (...) Manuel gewöhnte sich allmählich an die feindseligen Kundgebungen gegen seine bescheidene Person, die er mit verächtlichem Schweigen quittierte,

und nur wenn man ihn direkt anrempelte oder tadelte, antwortete er, dann aber in kaltschnäuziger, unbekümmerter Frechheit.“ (ebd., 25)

Aus diesen Textstellen geht hervor, dass Manuel, der älteste unter den Geschwistern, in seiner Umgebung, sei es bei seinem Verwandten oder seinem Lehrer, auf negative Weise auffällt. Während seine Schwestern und sein Bruder Juan als fleißig und strebsam beschrieben werden, erscheint Manuel als regelrechtes Sorgenkind, das faul, ohne Ziel und Ehrgeiz herumstreift. Den charakteristischen Gegenzug zu Manuel scheint sein Bekannter, der Student Robert Hastings, zu sein wie man an den folgenden Passagen erkennen kann:

„Meist operierte der Student in der Diskussion mit Dogmen und Grundsätzen, die er eifrig und hartnäckig verfocht, ohne um ein iota von seinem einmal eingenommenen Standpunkt abzuweichen. Er sprach selten; ergriff er aber das Wort, so drückte er sich etwas lehrhaft aus. An jenem Abend war während des Mahles die Frage aufgeworfen worden, ob junge Leute frühzeitig Ehrgeiz an den Tag legen und sich selber um ihre Zukunft kümmern sollten, und Roberto stellte den Grundsatz auf, dies sei zweifellos das erste und wichtigste, was ein junger Mensch tun müsse.“ (Baroja 1948, Band I, 37)

„Ich hege die felsenfeste Überzeugung (...), daß es mir beschieden ist, Millionär zu werden. Ich bin dabei, das ...Ding aufzubauen, das mir scheffelweise Geld einbringen wird.“ (ebd.)

Manuel und Roberto sind die zentralen Figuren, die bis zum Ende der Trilogie regelmäßig in Erscheinung treten. Baroja akzentuiert die Gegensätzlichkeit der beiden Jugendlichen, die zwar nicht unter denselben Bedingungen leben, jedoch immer wieder in Kontakt treten. Besonders in den folgenden Dialogen zu Beginn des zweiten Bandes kommt die Gegensätzlichkeit der Charaktere Manuels und Roberto Hastings zum Ausdruck, als Manuel bei ihm um Hilfe ansucht.

„Wie lange bist du nun schon arbeitslos?“

„Seit einigen Tagen.“

„Und was gedenkst du zu tun?“

„Nun...abwarten, ob sich etwas bietet.“

„Und wenn sich nichts bietet?“

„Irgend etwas wird sich finden, nehmen ich an.“

Roberto lächelte spöttisch. „Echt spanisch, dieses Abwarten, ob sich etwas bietet, dieses Hoffen und Harren ins Blaue hinein“ Nun, du wirst daran ja nichts ändern...“ (Baroja 1948, Band II, 10)

„Am folgenden Morgen, als er erwachte, saß Roberto, elegant gekleidet, bereits fleißig schreibend an seinem Tische.“

„Schon so früh an der Arbeit?“ fragte ihn Manuel verwundert.
„Nur wer ein Frühaufsteher ist, wird das Leben meistern, mein Freund“, antwortete Roberto in seinem etwas schulmeisterlichen Tone. „Ich bin keiner von denen, die abwarten, ob sich zufällig etwas bietet. Der Berg kommt nicht zu mir; so muß ich zum Berge gehen – es bleibt mir nichts anderes übrig.“ (ebd., 15)

„Sieh mal, mein Junge“, fuhr Roberto fort, „um den Lebenskampf bestehen zu können, bleibt einem keine andere Wahl, als daß man sich tüchtig rührt. Und das solltest auch tun: suchen, fragen, Umschau halten, laufen...Irgend etwas muß sich finden lassen“ (ebd.).

Weitere Charaktere, die Manuel im Laufe der drei Novellen begleiten, sind sein Cousin Vidal und dessen Freund Bizco, die sich „die Piraten“ nennen.

„Piraten...welche Piraten? Bizco und noch ein paar andere. Und warum nennt man die so? Weil sie den Piraten gleichen. (...) Man nennt uns „Piraten“, erklärte Vidal, seit einer Straßenschlacht, in der wir uns gegenseitig mit Pflastersteinen bewarfen.“ (ebd., 58)

„Manuel machte die Bekanntschaft des Bizco, einer Art menschlichen Schimpansen, vierschrötig, starkgliedrig, mit langen Armen, krummen Beinen und abnorm großen, roten Händen ausgestattet.“ (ebd., 59)

Das sich diese jugendliche Bande, die sich in der Vorstadt herumtreibt, die „Piraten“ nennen, könnte bereits, wie im ersten Kapitel beschrieben, als Andeutung dafür gesehen werden, dass sie gesellschaftliche Außenseiter darstellen und sich von den anderen abgrenzen möchten.

Bereits im ersten Teil zeigt sich auch klar, welche Rolle den jungen Mädchen hauptsächlich zukommt.

„Ein paar junge Dinger von zehn bis vierzehn Jahren plauderten in einer Gruppe. Bizco, Vidal und nach ihnen die anderen fuhren rücksichtslos dazwischen und jagten sie im Hofe herum. Schreiend stoben die halbnackten Mädchen auseinander, von den Burschen verfolgt, die ihnen die unflätigsten Schimpfwörter nachriefen. In prahlerischen Worten und mit lüsternem Ausdruck erzählte Bizco davon, wie er schon einige der Mädchen dazu gezwungen habe, ihm zu Willen zu sein.“ (Baroja 1948, Band I, 59)

„Dirnen sind sie, alle! Verstehst du endlich?“ stotterte Bizco. „Frag nicht wie ein Idiot.“ Manuel sah Bizco mißbilligend an und wandte sich an seinen Vetter. „Diese Dinger da...Dirnen?“ „Genau wie ihre Mütter“, antwortete Vidal gleichmütig. „Fast alle sind sie es, die hier herum wohnen.“ (ebd., 60)

„Das nächtliche Herumstreifen in den menschenleeren Straßen und Gassen, Kälte, Regen und Schnee – für andere Frauen abschreckende Dinge – bedeutenden ihnen Freiheit, ungebundenes Dasein, ja geradezu Lebenszweck.“ (ebd., 174)

„Schon seit acht Jahren gab sie sich der käuflichen Liebe hin; heute war sie siebzehn. Oft genug bedauerte sie, erwachsenen zu sein. Als Kind habe sie weit mehr verdient...“ (ebd., 177)

Baroja geht in seinen Beschreibungen auch immer wieder auf diese jungen Mädchen ein, die zwischen dreizehn- und achtzehn Jahre alt sind und sich bereits seit dem Kindesalter prostituieren. Wie den zitierten Textstellen zu entnehmen ist, werden sie von den männlichen Jugendlichen hauptsächlich als „Dirnen“ angesehen.

6.2. Manuels Abstieg in die Peripherie

Manuel wird, nachdem er die Pension verlassen musste, zu seinem Verwandten Herrn Ignacio in die südliche Vorstadt geschickt, wo er das erste Mal mit der verarmten Bevölkerung Madrids in Berührung kommt. Die folgenden Passagen beschreiben ausführlich die (Wohn)Situation, in der sich Manuel wiederfindet.

„Der Madrider, der sich zufällig einmal in den Armenquartieren in der Nähe des Manzanares aufhält, ist unangenehm berührt beim Anblick von soviel Armut und Schmutz, soviel Elend und Unkultur, wie ihn die Vorstädte mit ihren vernachlässigten, im Sommer staubigen, im Winter kotigen und verschlammten Straßen und Gassen bieten. Spaniens Residenzstadt ist eine Metropole voller Kontraste, zeigt grelles Licht neben schwärzestem Dunkel, zeigt das verfeinerte, fast europäische Leben im Zentrum und die Daseinsbedingungen eines afrikanischen Zeltorfes kaum zwei Kilometer davon entfernt.“ (Baroja 1948, Band I, 45)

„Das Haus hieß bei einigen Bewohnern der Corralón, bei andern die Corrala; wieder andere nannten es einfach „das Nest“. (...) Durch einen Torbogen gelangte man in ein enges, gepflastertes Gäßchen, welches sich nach hinten, gegen den von hohen geschwärzten Mauern eingeschlossenen Hof, erweiterte. Zu beiden Seiten des Gäßchens führten stark ausgetretene Backsteintreppen zu offenen Galerien empor, die von allen drei Stockwerken aus den Hof überblickten.“ (ebd., 62f)

„Der Hof war ständig voller Schmutz und Unrat. In dem einen Winkel lagerten große Haufen von unbrauchbaren Dingen, mit großen Blechplatten notdürftig zugedeckt. Jeden Nachmittag besorgten im Hof einige der Mieterinnen ihre Wäsche. Nach beendeter Arbeit gossen sie den Inhalt des Waschkübels kurzerhand auf den Boden. Trocknete dann die Pfütze aus, so blieben weiße Flecken und breite, von der Waschbläue herrührende blaue Rinnsale zurück. Auch pflegten die Hausbewohner den Kehrriem dorthin zu schütten, wo es ihnen gerade paßte. Wenn es dann kurz nachher regnete, so verbreitete sich im Hofe, da der Müll sämtliche Ablauflöcher verstopfte, ein unerträglicher Gestank.“ (ebd., 63)

In den Passagen wird begreiflich, unter welchen Umständen die Menschen in den „Corralónes“, den Mietskasernen, der südlichen Peripherie hausten. Wie schon im Exkurs über Spanien am Ende des 19. Jahrhunderts dargestellt, lebten in diesen Gebäuden fast ausschließlich Angehörige des „untersten“ Arbeiterproletariats. In den vorhergehenden Beschreibungen über den Schmutz, die mangelnde Hygiene, die Enge und den Gestank kommt die Armut deutlich zum Ausdruck. Im ersten Textausschnitt wird auf die Marginalisierung der Armenquartiere eingegangen: Baroja bezeichnet Madrid als Stadt „voller Kontraste“, die „grelles Licht neben schwärzestem Dunkel“ zeigt, er zeigt den Unterschied der europäischen Innenstadt mit der Vorstadt auf, die, nur zwei Kilometer entfernt, einem „afrikanischen Zeltorf“ ähnelt. Hier wird deutlich, dass die verarmten Menschen der Peripherie klar von der wohlhabenderen Gesellschaft der inneren Stadt (räumlich) getrennt sind.

Nach weiterer Lektüre, verdichten die nachkommenden Textstellen die bereits erforschten Befunde über die Lebensverhältnisse in der südlichen Peripherie Madrids.

„Im Corralón kamen alle Grade und Schattierungen des Elends und der Not zum Vorschein, von der tapfer ertragenen Armut im sauberen, wenn auch geflickten Gewande, bis zur abstoßenden, Übelkeit erregenden Verwahrlosung. In der Mehrzahl der Zimmer und Gänge des Corralón jedoch trat die willenlose, resignierte, arbeitsscheue Armut in ihrer typischen Verbindung mit körperlicher und moralischer Verkommenheit deutlicher zutage als anderswo.“ (ebd., 64)

„Eine Welt für sich war dieser Corralón, in steter, fieberhafter Bewegung gleich einem wimmelnden Ameisenhaufen.“ (ebd., 65)

„Allgemein gesprochen handelte es sich bei der Masse, die hier wohnte, um entgleiste Existenzen, um Menschen, deren Dasein sich in einer schicksalhaften, durch das soziale Elend bedingten Enge und bedrückenden Verflachung vollendete. Unter ihnen wechselten manche ihr Handwerk so leicht wie die Schlange ihre Haut; andere wiederum besaßen keinen Begriff von dem, was man Arbeit nennt. (...) Im Corralón hausten auch Zigeuner, Maultier- und Hundescherer, Lastträger, ambulante Barbieri und Taschenspieler. Fast alle stahlen wie die Raben, wenn sich die Gelegenheit dazu bot, und alle boten sie den gleichen Anblick von Elend und Abzehrung, alle waren sie von unversöhnlichen Haß- und Neidgefühlen beseelt, ohne Ziel oder Plan, ohne jede Zukunftshoffnung.“ (ebd., 65f)

Nachdem Manuel die Arbeit in der Schuhmeisterwerkstatt seines Onkels aufgeben muss, kommt er zuerst in einem Brot- und Gemüseladen, danach in einer Bäckerei unter. Es sollen noch viele Arbeits- und Wohnungswechsel folgen.

„Für Manuel wurde jeden Abend hinter dem Ladentisch aus einem Strohsack und ein paar Wolldecken das Lager bereitet. Dort roch es, vor allem bei Nacht, wenn alle Ladentüren geschlossen waren, scheußlich nach faulendem Kohl.“ (Baroja 1948, Band I, 120)

„Gegen elf Uhr vormittags war seine zwölfstündige, pausenlose Arbeit beendet. (...) Der Aufenthalt in der neuen Umgebung brachte Manuel neue Pein, neues Ungemach. Die Backstube befand sich in einem unheimlich düsteren, schmutzigen Kellergeschosse, dessen Boden unter dem Niveau der Straße lag. (...) Ihre rußbedeckten Wände waren so schwarz wie die einer Camera obscura. (...)“ (ebd., 123f)

„Das Leben in der Bäckerei war voller Widerwärtigkeit, schien unerträglich, die Arbeit ermüdend und anstrengend, der Taglohn von etwa 2 Peseten überaus karg. Manuel, der stickigen Hitze und dumpfen Luft ungewohnt, empfand oft große Übelkeit und würgenden Ekel. (...) Trotzdem arbeitete er verbissen weiter, bis er an dem Punkte anlangte, wo er seine Obliegenheiten wie eine Maschine verrichtete.“ (ebd., 125)

„Eines Morgens kapitulierte der arme Manuel; er war krank. Die Kräfte, die ihn bis dahin aufrecht erhalten hatten, verließen ihn mit einem Male. Er legte die Arbeit nieder und ließ sich den Lohn für den angebrochenen halben Monat auszahlen. Fiebernd, halb bewußtlos, schleppte er sich in die Calle de Mesonero Romanos zu seiner Mutter.“ (ebd., 129)

Aus diesen Textausschnitten bekommt man einen Einblick in die Arbeitsverhältnisse, mit denen Manuel als junger Bursche (zum Zeitpunkt ist Manuel ca. 10 - 14 Jahre alt) konfrontiert ist. Als seine Mutter plötzlich stirbt, ist

er auf sich alleine gestellt. Er trifft auf die „Piraten“ Vidal und Bizco, die sich mittlerweile auf der Straße durchschlagen.

„Vidal und Bizco führten in der Tat das Dasein von Schelmen. Sie nahmen hier von einem Pferderücken eine Decke weg, dort schraubten sie in einem Portal die Birnen der elektrischen Lampe los oder durchschnitten die Drähte einer Telephonleitung – was ihnen gerade in die Hände fiel. (...) Man führte allerdings, am Rande der Gesellschaft, ein asoziales Dasein, lebte aber frei und unbeschwert in den Tag hinein.“ (Baroja 1948, Band I, 133)

„Die Genossen im Stadtzentrum waren besser gekleidet, sozusagen die Aristokraten unter den Gaunern. Jeder hatte sein Mädchen, dessen Einnahmen er für sich behielt, während es für sein leibliches Wohl sorgte. Das Bandenwesen des Zentrums war somit in seiner Art verschieden von dem der Vorstädte und zeigte einen gänzlich andern Charakter.“ (ebd.)

„Dann und wann allerdings, so erzählte Vidal, mußten Bizco und er böse Zeiten durchmachen, von Katzen und Ratten leben, in den Höhlen am Abhang von San Blas nahe bei der Strafanstalt oder auf dem Ostfriedhof Unterschlupf suchen. Heute verstünden sie es schon wesentlich besser, sich durchzuschlagen.“ (ebd., 134)

„Der Gedanke, ein Leben wie dasjenige Bizcos und Vidals zu führen, flößte ihm Widerwillen und Grauen ein. Wohl stand er ohnehin vor der Notwendigkeit, seiner Laufbahn eine neue Wendung zu geben, aber welche? Er fühlte sich im höchsten Grade ratlos und unschlüssig.“ (ebd., 136)

6.3. *on the road*...Manuels unstetes „Vagabundenleben“

Der Tod der Mutter dürfte für Manuel einen einschneidenden Moment in seinem Leben markieren. Hatte er vorher zumindest seine Mutter oder zeitweise seinen Onkel, an die er sich wenden konnte, steht er nun komplett alleine auf der Straße. Aus der zitierten Passage lässt sich herauslesen, dass Manuel ratlos ist und sich nur ungern an die Gesellschaft Vidals oder Bizcos anschließen möchte. Er begleitet einen kleinen Straßenjungen, der mit den karitativen Einrichtungen in der Gegend vertraut ist. Folgende Konversation zeigt das Kennenlernen der beiden.

„Wo wohnst du?“ fragte ihn Manuel.
 „Ich habe keine Eltern“, lautete die ausweichende Antwort.
 „Wie heißt du denn?“
 „Das Findelkind.“
 „Und weshalb nennt man dich so?“
 „Ei, nun – weil ich im Findelhaus erzogen wurde!“
 „Und du hast nie ein Zuhause gehabt?“
 „Ich? Nein.“
 „Wo schläfst du des Nachts?“
 „Während des Sommers in Höhlen und Ställen, im Winter immer dort, wo Asphaltkessel aufgestellt sind.“
 „Und wenn gerade kein Asphalt geschmolzen wird?“
 „In irgendeinem Asyl.“
 „Gut. Aber was ißt du?“
 „Was man mir freiwillig gibt.“
 „Kann man denn auf diese Weise das Leben fristen?“
 Der Junge hatte entweder die Frage nicht verstanden, oder sie erschien ihm als allzu einfältig, denn er zuckte die Achseln. Manuel, dessen Neugierde erwacht war, setzte ihm mit weiteren Fragen zu.
 „Frierst du nicht an den Füßen?“
 „Nie.“
 „Und was treibst du überhaupt? Nichts?“
 „Pßt...was mir so in den Weg kommt. Ich lese Zigarrenstummel auf, verkaufe den Frauen Sand zum Scheuern. Wenn ich gar nichts verdiene, melde ich mich in der Maria-Cristina-Kaserne.“
 „Wozu?“
 „Ei...zum Essen...!“
 „Und wo ist diese Kaserne?!“
 „Nicht weit vom Atocha-Bahnhof. Warum fragst du? Willst du etwa auch dort essen?“
 „O ja!“
 „Dann laß uns sogleich weggehen. Wir wollen doch das Austeilen der Suppe nicht verpassen!“ (Baroja 1948, Band I, 141)

„Am Ziele angelangt, stellten sie sich am Ende der langen Reihe von wartenden Bettlern und Landstreichern auf, die auf das Gratis-Essen warteten. Eine alte Frau, deren Hunger allem Anschein nach bereits gestillt war, lieh ihnen auf ihre Bitte einen Blechnapf, damit sie den Imbiß entgegennehmen konnten. Gierig schlangen die Jungen die scharfgewürzte Suppe mit den wenigen darin herumschwimmenden Fleischstücken hinunter. Nur halb gesättigt, stiegen sie nachher in Gesellschaft mehrerer anderer zerlumpter Bettelungen die Abhänge der San-Blas-Höhe hinab.“ (ebd., 142f)

Manuel schließt sich in Folge für kurze Zeit der Gesellschaft einer Gruppe von „jungen Vagabunden“, wie Baroja sie nennt, an, die in Höhlen wohnen. Einige von ihnen hatten ein Zuhause, haben sich jedoch freiwillig für das Leben auf der

Straße entschieden. Nach einem gescheiterten Versuch, wieder in der Bäckerei tätig zu werden, schlägt sich Manuel eine Zeit lang alleine auf der Straße durch und sieht sich schließlich gezwungen, den Anschluss an Vidal und Bizco zu suchen und „endgültig in die Laufbahn der Liederlichkeit einzuschwenken.“ (ebd., 157) In der folgenden Passage wird das ambivalente Befinden Manuels deutlich, der sich auf der einen Seite nicht für das Vagabundenleben „gemacht“ fühlt, auf der anderen Seite aber ungebunden sein möchte.

„Tiefe Niedergeschlagenheit überkam ihn. Von neuem sann er über seine Zukunft nach. „Dieses Vagabundenleben...dazu taue ich nicht“, sagte er sich; weder bin ich ein Rohling wie Bizco noch ein unbekümmerter Frechdachs wie Vidal. Aber – was beginne ich jetzt?. Tausenderlei Vorhaben schwebten ihm vor, die meisten kompliziert und unausführbar. In ihm kämpfte die Wesensart seiner Mutter, ihre Bereitschaft, Hergebrachtes und Bestehendes zu respektieren, mit seinem angeborenen jugendlichen Hang zur Ungebundenheit, dem jetzt die Armut noch stärkeren Auftrieb verlieh. „Vidal und Bizco“, dachte er, „sind weit besser dran als ich. Denen sind Unschlüssigkeit und moralische Bedenken fremd, und sie haben die Brücken hinter sich abgebrochen.“ (ebd., 163)

Manuel versucht sich trotz aller Bedenken an diese Lebenssituation zu gewöhnen. Im Gegensatz zu den anderen Jugendlichen, die ihr Leben auf der Straße fristen, scheint sich Manuel fehl am Platz zu fühlen. Das Vagabundenleben der drei Burschen besteht primär aus kleineren Diebstählen, sind diese nicht von Erfolg gekrönt, nehmen sie hie und da eine Arbeit in einer Fabrik an.

Vidal und Manuel trennen sich von Bizco, leben ein paar Monate als „Zuhälter“ junger Prostituierter. Weibliche Jugendliche treten, wie erwähnt, in der Trilogie fast ausschließlich als Prostituierte in Erscheinung. Die Gemeinschaft zwischen Manuel und Vidal und Bizco ist nicht von Dauer. Manuel findet sich wieder auf der Straße, wie es folgende Passage ausdrücklich schildert.

„Ein paar Nächte lang schlief Manuel auf den Bänken in den Anlagen der Plaza del Oriente oder auf den Stühlen der Castellana und der Recoletos. Noch war der Sommer nicht zu Ende, so daß man ohne Bedenken die Nächte im Freien verbringen konnte. Die paar Céntimos, welche Manuel sich damit verdiente, daß er auf verschiedenen Bahnhöfen den Gepäckträger spielte, ermöglichten es ihm, sich bis Ende September über Wasser zu halten, wenn auch unter großen Entbehrungen. Es kam eine Reihe von Tagen, an denen er nichts anderes aß als ein paar auf dem Gemüsemarkt vom Boden aufgelesene Kohlstrünke, dann wieder brachte er es fertig, in

der Garküche an Gelagen zu siebzig oder achtzig Céntimos sich gütlich zu tun.“ (ebd., 177f)

Die kurze Zeit, die er danach beim Lumpensammler, Herrn Custodio, zu Hause wohnt, scheint Manuel sich wohl zu fühlen.

„Die ganze Umgebung, besonders die Schwärze des Bodens, erweckte in Manuel den Eindruck von bedrückender Häßlichkeit, löste aber gleichzeitig in ihm eine Empfindung von wohltuender Geborgenheit aus. Es schien ihm, er sei plötzlich wie durch ein Wunder mitten in die für ihn passende Umgebung hineingestellt worden. Jener dunkle, fette Boden, gebildet und aufgebaut aus dem tagtäglich herangetragenen Kehrrecht, ein Boden, der zwar keine Früchte trug, dafür aber in seinen Eingeweiden eine Menge alter Sardinendosen und Austernschalen, zerbrochener Kämme und angeschlagenen Geschirrs barg, jener unfruchtbare Boden, aus Abfallprodukten der Zivilisation geknetet, mit Überresten von Gips, Mörtel und Schlacken genährt, aus all dem geformt, was die Stadt als unbrauchbar wegwarf, dieser Boden erschien Manuel als ein Ort wie geschaffen für einen Jungen wie er, der sich ja auch als Abfallprodukt städtischer Betriebsamkeit halten mußte.“ (Baroja 1948, Band I, 185f).

„Während der ersten paar Tage, die er bei Papa Custodio verbrachte, plagte den armen Manuel von neuem das bedrückende Gefühl von allzu enger Gebundenheit. Da aber zur Tätigkeit des Lumpensammlers eine gut Teil vagabundierenden Herumwanderns gehört, fand er sich nach kurzer Zeit wieder zurecht.“ (ebd., 186)

Das Ende des ersten Teils lässt einerseits die Plan- und Ziellosigkeit deutlich erkennen, die Manuel erfährt, als er erneut auf der Straße landet, andererseits markieren die folgenden Textpassagen auch eine aufkommende Hoffnung:

„Er erhob sich wie zerschlagen, überquerte die Puerta del Sol und wanderte planlos, ohne bestimmtes Ziel, durch die Straßen. (...) Er warf einen Rückblick auf sein bisheriges junges Leben. War er wirklich ein schlechter Mensch? (...) In diesem Falle blieb ihm eben nichts anderes übrig, als sich von Grund auf zu ändern und zu bessern, ein neues Leben zu beginnen.“ (ebd., 208)

„Er begriff, daß das Sumpfleben des Nachtschwärmers und das ehrliche Dasein des Arbeiters parallel nebeneinander herlaufen, ohne auch nur einen Augenblick lang miteinander in Berührung zu kommen. Für die einen war der Sinngeuß da, das Laster, die Nacht; für die anderen die Arbeit, Mühe, das helle Licht der Sonne. Und er fand, er gehöre zu denen, die an der Sonne arbeiten, nicht zu jenen andern, die im Schutze des Dunkels dem Laster frönen.“ (ebd., 210)

„Manuel war von dem festen Vorsatz beseelt, ein neues Leben zu beginnen. In ihm war die Kraft herangereift, einen energischen

Entschluß zu fassen, und der Wille, diesen Entschluß, koste es was es wolle, in die Tat umzusetzen.“ (Baroja 1948, Band II, 6)

Der erste Band, im Original „La Busca“, also „die Suche“, genannt, ist von der Unstetigkeit in Manuels Leben gekennzeichnet. Auch im zweiten Band, Manuel ist inzwischen ca. 18 Jahre alt, ist das unbeständige Leben Manuels ein großes Thema. Oft wirkt es, als ob Manuel die Entscheidungen im Leben nicht selbst treffen würde bzw. als ob andere es für ihn übernehmen. Er wird von Ort zu Ort, von Beruf zu Beruf, von Unterkunft zu Unterkunft befördert und steht am Ende doch immer wieder im Abseits, auf der Straße, wenn ihn die Beteiligten nicht mehr benötigen.

Um dies aufzuzeigen, sollen im Folgenden die Textausschnitte hervorgehoben werden, in denen Manuel eine Lehre in einer Druckerei annimmt und schließlich wieder aufgibt. Wie auch in den Arbeitsplätzen im ersten Teil ist hier die Arbeitsstätte auch gleichzeitig der Ort, an dem Manuel bzw. andere junge Arbeiter die Nacht verbringen.

„Brummend, wie es seine Gewohnheit war, öffnete er ein winziges Kämmerchen, zu dem man über eine Treppe hinaufgelangte, in welchem Hunderte von Klischees, in Papier eingewickelt, aufbewahrt wurden. Er deutete in eine Ecke, wo ein Strohsack und einige Decken lagen. In jenem Verschlag schlief Manuel wie in Abrahams Schoß.“ (Baroja 1948, Band II, 100)

„Der Hinkende {Manuels Vorgesetzter, Anm. MS} ordnete an, daß Manuel am Vormittag an den Setzkästen, während der Nachmittags- und eines Teils der Nachtstunden an der Presse arbeite, und setzte ihm dafür einen Taglohn von sechs Realen aus. Tagsüber war die Arbeit im Erdgeschoß erträglich, nicht aber in der Nacht. Die Hitze, die der Gasmotor zusammen mit den Petrolfunzeln ausstrahlte, war kaum auszuhalten.“ (ebd)

Nach einer durchzechten Nacht mit seinem Arbeitskollegen Jesús, erscheinen beide nicht in der Druckerei und werden daraufhin entlassen.

„Manuel und Jesús beschlossen ein paar Tage darauf (...) im Asyl der Delicias Unterkunft zu suchen, zum mindesten für eine Nacht. Keiner der beiden gab sich mehr die geringste Mühe, nach Arbeit Umschau zu halten, trotzdem sie schon ungefähr seit Monatsfrist ein liederliches Vagabundenleben führten, den einen Tag in einer Kaserne den folgenden in einem Kloster, den dritten in einem Asyl ihr

Essen erbetteln und auf diese Weise sich durchschlagen.“ (ebd., 144)

Die elenden Verhältnisse der jungen Vagabunden bzw. der ärmlichen Bevölkerung Madrids werden wie im ersten Band von Baroja unverhohlen dargestellt. Von den Bettler- und Nachtasylen, den baufälligen Hütten, in denen die Protagonisten Unterschlupf finden bis hin zu den Beschreibungen der ausgegrenzten, armen Personen.

„Zerlumppte, verlotterte Gestalten waren es, die daherstapften: einige Lumpensammler, viele Landstreicher, mancher halbtot vor Hunger, alle aber von abstoßendem Äußeren. Noch schlimmer als die Männer sahen die Weiber aus, ungewaschen, zerzaust, in Fetzen gehüllt. Man hatte sozusagen den menschlichen Abschaum, in Lumpen einhergehend, von Frost und Nässe angefault, vor sich, den jenes schmutzstarrende Quartier ausspie, eine von Elend und Krankheit zerfressene Masse, mit dem Stigma der Not und des Siechtums – der rötlichen Flechte, dem fauligem Atem, der gelben Farbe des Wechselfiebers, den fehlenden Augenwimpern.“ (ebd., 143)

Manuels Situation bzw. Platz in der Gesellschaft wird trotz der immer wieder auftretenden Chance einen Beruf auszuführen und somit möglicherweise sozial aufzusteigen als ausweg- und trostlos dargestellt. Manuel reflektiert seine eigene Situation wie folgt:

„Ich war nacheinander Aufwärter, Bäcker, Lumpensammler, Setzer und Landstreicher...Es würde mir schwer fallen zu sagen, was von dem allem das schlimmste gewesen ist.“ (ebd., 175)

„Noch stand er in der Blüte, gewissermaßen am Anfang seines Lebens, und schon fühlte er sich entkräftet und von Waffen entblößt, die es ihm ermöglichen würden, einen aussichtsreichen Existenzkampf zu führen. Keine Hoffnung lächelte ihm, keine Illusion ließ im Flügel. Arbeiten? Wozu? Tag für Tag jahraus jahrein bleierne Lettern zu Spalten zusammenzufügen, morgens weggehen und abends aus der Tretmühle heimkommen, essen, schlafen – wozu? Da saß er, ohne Willensrichtung, ohne Ideen, ohne Plan; ein Versager!“ (ebd., 210)

Zu erwähnen ist ebenfalls, dass die Erwachsenen sich nicht für die Jugendlichen interessieren, die Jugendlichen scheinen ihnen lästig zu fallen und ignorieren sie so gut es geht. Das herrschaftliche, feindselige Verhältnis der Erwachsenen zur Jugend –mit wenigen Ausnahmen- kommt nicht nur zwischen den Vorgesetzten und den Jugendlichen stark zum Ausdruck, sondern auch

wenn sie mit dem Gesetz in Konflikt geraten. So landet Manuel, wie andere Jugendliche, die wegen Bettelns eingesperrt werden, nicht nur einmal im Gefängnis.

6.4. Zum Entwicklungsverlauf der Brüder Manuel und Juan

Manuels bisheriges Leben als „Gassenjunge“ bzw. als Vagabund kann nach der Lektüre der Trilogie und mit Anlehnung an das Kapitel mit 3.2.1. (Vagabunden als exkludierte Personen in der Vergangenheit) als ein unfreiwilliges Vagabundenleben interpretiert werden. Es wird, was Manuel betrifft, die These verdichtet, dass das Vagabundieren, dass Manuels Leben auf der Straße nicht aus der Suche nach Freiheit bzw. nach einer alternativen Lebensform herrührt (auch wenn der Wunsch nach Ungebundenheit des Öfteren ausgesprochen wird), sondern größtenteils aus purer Armut und weil er keine andere Möglichkeit sieht, sich sein Leben zu erhalten.

Manuel durchläuft am Ende des zweiten bzw. zu Beginn des dritten Teils einen markanten Entwicklungsprozess, den Baroja jedoch nicht ausführlich thematisiert. Manuels Leben „verläuft in ruhigen Bahnen“ (Baroja 1948, Band III, 32), das Dasein auf der Straße hat er beendet. Er arbeitet, heiratet und kann am Ende sogar eine Druckerei sein Eigen nennen.

„Es war Manuel endlich gelungen, sein Leben in ruhige Geleise zu bringen, seine Arbeit, seine Existenz auf geregelte Basis zu stellen. Vor ungefähr zwei Jahren noch hatte die Freundschaft mit Jesús dann und wann zu kleinen Verirrungen verleitet, denen er aber aus dem Weg ging, sobald sie nicht mehr zusammen hausten.“ (ebd.)

Im dritten Kapitel tritt nun Manuels jüngerer Bruder Juan auf, der mit der Religion bricht, das Studium des Priesterseminars aufgibt und einige Jahre auf den Landstraßen Spaniens und Frankreichs auf Reisen geht. Dass Juans Leben auf den Straßen und später in Paris als Künstler im Gegensatz zu Manuel eher als Vagabundenleben auf Suche nach Freiheit und Selbstbestimmtheit gelesen werden könnte, sollen die folgenden Textausschnitte zeigen.

„Die Landstraße gehört allen.“ (ebd., 15)

„Wir (...) schliefen im Freien oder in einer Scheune auf Stroh. Weil wir langes Haar trugen, empfing man uns in manchen Dörfern mit Drohungen und Schimpfwörtern, an andern Orten wiederum machten wir gerade deshalb gute Geschäfte.“ (ebd, 44)

„Dann schilderte Juan das Leben, das er in Paris geführt hatte, das entbehrungsvolle Leben eines einfachen Arbeiters, der Nippsachen, kleine Modeartikel, Anhängsel und billige Ringe anfertigt. Nebenbei, berichtete er, habe er im Louvre und in den Galerien des Luxembourg seine Studien betrieben und sich zu Hause mit Begeisterung als angehender Bildhauer betätigt. In seine Erzählungen flocht er seine künstlerischen Auffassungen ein, sprach von Rodin und von Meunier mit einem Feuer, (...). Er träumte von einer „sozialen“ Kunst für die Massen, von einer Kunst, die alle beglücke und nicht eine knauserige, karg zugemessene, von wenigen erreichbare Angelegenheit darstelle. In seiner Begeisterung entging es Juan, daß er in einer seinen Geschwistern unverständlichen Sprache redete.“ (ebd., 39)

Die Aussage Juans, dass er „soziale Kunst für die Massen“ anstrebe kann als politisches Statement festgemacht werden. Wie erwähnt, zieht sich das Thema des Anarchismus durch den gesamten dritten Band, welches aber hier nicht weiter behandelt werden soll. Die beiden folgenden Zitate, die die Einstellungen und Hoffnungen der beiden gegen Ende des Buches aufzeigen, stellen den Abschluss der Analyse dar.

„Und weil Juan von leidenschaftlichen Impulsen erfüllt war und seine Entscheidungen stets rasch fällte, begann er, an den Künstlern irre geworden, seinen Glauben, seine Hoffnungen auf die Arbeiter, auf die werktätige Klasse zu setzen. Der einfache Arbeiter erschien ihm fortan im Lichte des geadelten Künstlers, der die Selbstverherrlichung des eigenen Ich, den Neid auf die Leistung und den Erfolg des andern nicht kannte.“ (ebd, 79)

„Manuel schien es manchmal, als sei sein bisheriges Leben ein Labyrinth von zahllosen Straßen und Gassen, die sich kreuzten, gabelten und wieder zusammenliefen, ohne ihn an ein erkennbares Ziel zu führen. Sein jetziges Dasein, ausgefüllt von stetigem, bewußtem Vorwärtstreben, von der Sehnsucht, Anker zu werfen und zu geruhsamer, gesicherter Behaglichkeit zu gelangen, war der gerade Weg, glich der breiten Straße, welche er langsam, den Handkarren vor sich herschiebend, hinanstieg...“ (ebd., 80f)

7. Resümee und Ausblick

Wie die Diplomarbeit erkennen lässt, ist das Problem der Exklusion ein komplexes Phänomen mit unterschiedlichen Erscheinungsformen. Durch die Analyse ausgewählter Textausschnitte hinsichtlich von Exklusion betroffener Jugendlicher in der Trilogie „Der Kampf ums Leben“ kann das gesellschaftliche Gefüge bzw. die gesellschaftliche Situation einer bestimmten Zeit (hier: zu Ende des 19. Jahrhunderts) sichtbar gemacht werden und dadurch – auf Basis stützender Definitionen und Informationen von Exklusion- eine neue Perspektive auf das Thema der Exklusion aufgezeigt werden. Unter Berücksichtigung der in Kapitel Zwei genannten AutorInnen, die sich dem Verhältnis der Pädagogik zur Literatur widmeten, sollte in der Diplomarbeit deutlich gemacht werden, dass die Interpretation literarischer Texte zum pädagogischen Erkenntnisgewinn beitragen kann.

In den einzelnen Unterpunkten (Abschnitt 6.1. bis 6.4.) des sechsten Kapitels, der Analyse, wurde versucht, die Fragestellungen der Diplomarbeit zu beantworten. Die These, die in der Diplomarbeit untersucht wurde, ist, dass das Vagabundieren der Jugendlichen eine notgedrungene Lebensform darstellt, die aus ihrer sozialen Ausgrenzung bzw. aus der Armut hervorgeht. Diese Annahme konnte zwar einerseits, zumindest die Hauptfigur Manuel betreffend, bekräftigt werden, andererseits könnte man seinen Bruder Juan als einen Vagabunden schildern, der sich bewusst für das unstete Leben auf der Straße entscheidet. Im Gegensatz zu Manuel erhält Juan eine gute Schulbildung, lebt in geordneten Verhältnissen und entschließt sich dennoch oder gerade deswegen für ein selbstbestimmtes, von der Religion und Gesellschaft losgelöstes, nomadisches Leben. Beide Burschen durchlaufen innerhalb der drei Novellen Entwicklungsprozesse, bei denen Manuel wieder in „ruhige Bahnen“ gelenkt wird und es Juan raus aus dem einfachen, klösterlichen Leben und hinaus in die vagabundische Mobilität getrieben wird.

Zusammenfassend ergibt sich, dass die Trilogie für die Sozialpädagogik bedeutsame Fragen problematisiert. Die Interpretation der drei Novellen macht

die missliche Lebenssituation der ärmlichen, marginalisierten BewohnerInnen am Rande Madrids sehr deutlich. Baroja geht auf die Wohn- aber auch die unwürdigen Arbeitsverhältnisse junger (Fabriks)Arbeiter ein, die für wenig Geld beinahe rund um die Uhr abmühen. Wie schon im Kapitel über die soziale, ökonomische und politische Situation Spaniens und auch speziell aus den Textstellen aus der Trilogie, die die Lebens- und Arbeitsverhältnisse darstellen, geht hervor, wie „rückständig“ das vorindustrielle Spanien, insbesondere Madrid, noch am Ende des 19. Jahrhunderts war. Das Land konnte bei weitem noch nicht mit dem „Lebensstandard“ anderer Länder Europas mithalten.

Es fällt des Weiteren auf, dass die Jugendlichen weitgehend auf sich selbst gestellt sind, Hilfe von den Erwachsenen können sie kaum erwarten. Meist gründen sie Banden, peer groups, suchen sich selbst vorübergehende Unterkünfte wie Höhlen oder leer stehende Baracken, stehlen, prostituieren sich, nehmen ab und zu auch Nachtasyle und Essensausgaben in Anspruch. Der Aufstieg in der gesellschaftlichen Stufenleiter scheint für diese Jugendliche unmöglich, umso überraschender die Wende bei Manuel. Die soziale Ausgrenzung, damit verbunden die bittere Armut aber auch die Ignoranz der reicheren Bevölkerung gegenüber den Armen, sind in allen drei Teilen erkennbar. Die Trilogie Barojas ist ein Nachweis dafür, dass sich der Autor sehr ausführlich mit den damals vorherrschenden sozialen Problemen auseinandergesetzt hat. Es muss hier schließlich noch angeführt werden, dass das Verständnis von Ausgrenzung damals natürlich ein anderes, als unseres von heute, war, weshalb es sinnvoll erschien, die Veränderungen, die seither stattgefunden haben, anzuführen.

Auf Grundlage der textanalytischen Untersuchung könnte im sozialpädagogischen Interesse noch weiter analysiert werden, indem man sein Forschungsinteresse darauf richtet, welche Bedeutung z.B. sozialer Aufstieg hatte. Man könnte sein Interesse aber auch auf die Generationsproblematik richten und das Verhältnis zwischen den Generationen herausfiltern. Man könnte des Weiteren hinsichtlich des Themas von Teilhabe an der Gesellschaft auch nach dem räumlichen Ausschluss bzw. Segregation von Jugendlichen

fragen. Oder man beschäftigt sich bezüglich sozialer Ausgrenzung näher mit zeitgenössischen Romanen.

Die Auseinandersetzung mit der prekären Situation bzw. mit der Ausgrenzung von Jugendlichen ist, den Blick auf die Gegenwart gerichtet, ein höchst brisantes Thema. Sieht man sich z.B. die Zahlen der Jugendarbeitslosigkeit genauer an, bestätigt sich die Annahme von Bude und Willis (2008), dass heute jeder auf der sozialen Stufenleiter absteigen und in der Gesellschaft „überflüssig“ werden kann.

Die Jugend ist aus der Wirtschaftskrise im Jahr 2008 als der größte Verlierer herausgegangen. Innerhalb der Europäischen Union sind laut der EU-Statistik EUROSTAT derzeit mehr als 5,5 Millionen Jugendliche unter 25 Jahren ohne Arbeit. Die meisten arbeitslosen Jugendlichen gibt es in Spanien, wo bereits 51,1% beschäftigungslos sind. Das heißt konkret, dass jedeR zweite jugendlicheR SpanierIn ohne Arbeit ist. Nicht wenige dieser Arbeitslosen haben eine gute akademische Ausbildung genossen, die Aussicht auf eine eigene Wohnung müssen die meisten inzwischen aufgeben, viele ziehen wieder zu den Eltern oder leben auf der Straße. Interessant wäre hier nicht nur die Klärung der Frage, welche Auswirkungen dieser Besorgnis erregende Zustand in weiterer Zukunft für die europäische Gesellschaft und ihre Jugend hat.

8. Literaturverzeichnis

- Andresen, Sabine (2005): Jugendliche Intensität als Spiegel des Morbiden in Elisabeth Bowens *Kalte Herzen* und Philippe Dijans *Die Frühreifen*. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. Bielefeld: transcript (S. 165-176)
- Baroja, Pío (²1946): La lucha por la vida. In: Obras Completas de Pío Baroja. Madrid: Biblioteca Nueva, Band I (S. 284)
- Baroja, Pío (1948): Irrende Jugend. Zürich: Büchergilde Gutenberg
- Baroja, Pío (1948): Das Giftkraut. Zürich: Büchergilde Gutenberg
- Baroja, Pío (1948): Morgenrot. Zürich: Büchergilde Gutenberg
- Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (1979): Vorwort der Herausgeber. In: Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. München: Juventa Verlag (S. 7-10)
- Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (1993): Vorwort zur Neuauflage. In: Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Weinheim und München: Juventa Verlag (S. 6-10)
- Baacke, Dieter (1993): Ausschnitt und Ganzes. Theoretische und methodologische Probleme bei der Erschließung von Geschichten. In: Baacke, Dieter; Schulze, Theodor (Hrsg.): Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens. Weinheim und München: Juventa Verlag (S. 87-125)
- Bauer, Matthias (1994): Der Schelmenroman. Stuttgart und Weimar: Metzler

- Bauer-Funke, Cerstin (2006): Spanische Literatur des 20. Jahrhunderts. Stuttgart: Klett
- Bauman, Zygmunt (2005): Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg: Hamburger Edition
- Baroja, Pío (1976²): Los vagabundos. In: Obras Completas de Pío Baroja. Madrid: Biblioteca Nueva, Band V (S. 726-728)
- Bernecker, Walther L. (2002): Spanische Geschichte. Von der Reconquista bis heute. Darmstadt: Primus Verlag
- Bernecker, Walther L. (2010): Geschichte SPANIENS im 20. Jahrhundert. München: Verlag C.H. Beck
- Böhnisch Lothar (⁵2008): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa Verlag
- Bokelmann, Hans (1979): Julka oder die pädagogische Verzweiflung. Überlegungen zur Erziehungswissenschaft als Handlungswissenschaft. In: Röhrs, Hermann (Hrsg.): Die Erziehungswissenschaft und die Pluralität ihrer Konzepte. Festschrift für Wilhelm Flitner zum 90. Geburtstag. Wiesbaden: Akademische Verlagsgesellschaft (S. 115-133)
- Brumlik, Micha (2003): Sozialpädagogische Forschung und Literaturanalyse. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 1. Jg. Heft 3 (S. 241-253)
- Bude, Heinz; Willisch, Andreas (2006): Das Problem der Exklusion. In: Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition (S. 7-23)
- Bude, Heinz; Willisch, Andreas (2008): Die Debatte über die „Überflüssigen“. Einleitung. In: Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp (S. 9-30)

- Bude, Heinz (2008): Das Phänomen der Exklusion. Der Widerstreit zwischen gesellschaftlicher Erfahrung und soziologischer Rekonstruktion. In: Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp (S. 246-260)
- Casale, Rita (2005): Unverständliche Geschichten. Bemerkungen über das Verhältnis der Pädagogik zur Literatur. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. Bielefeld: transcript (S. 19-34)
- Castel, Robert (2000): Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK Universitätsverlag
- Dietrich, Theo (1998): Zeit- und Grundfragen der Pädagogik. Eine Einführung in pädagogisches Denken. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt
- Fähnders, Walter (2007): Vagabondage und Vagabundenliteratur. In: Fähnders, Walter (Hrsg.): Nomadische Existenzen. Vagabondage und Boheme in Literatur und Kultur des 20. Jahrhunderts. Essen: Klartext Verlag (S. 33-54)
- Fähnders, Walter (2009): Die Epoche der Vagabunden. Einleitung. In: Fähnders, Walter; Zimpel Henning (Hrsg.): Die Epoche der Vagabunden. Texte und Bilder 1900 – 1945. Essen: Klartext Verlag (S. 9-23)
- Gog, Gregor (2009): Was will die Bruderschaft der Vagabunden? In: Fähnders, Walter; Zimpel, Henning (Hrsg.): Die Epoche der Vagabunden. Texte und Bilder 1900 – 1945. Essen: Klartext Verlag (S. 217-224)
- Häußermann, Hartmut (2006): Die Krise der „sozialen Stadt“. Warum der sozialräumliche Wandel der Städte eine eigenständige Ursache für Ausgrenzung ist. In: Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition (S. 294-313)

Herold-Schmidt, Hedwig (2004): Vom Ende der Ersten zum Scheitern der Zweiten Republik (1874-1939). In: Schmidt, Peer (Hrsg.): Kleine Geschichte Spaniens. Stuttgart: Reclam (S. 329-442)

Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (2005): Einleitung. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. Bielefeld: transcript (S. 7-17)

Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (2009): Einleitung. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II. Bielefeld: transcript (S. 7-14)

Kopečný, Angelika (1980): Fahrende und Vagabunden. Ihre Geschichte, Überlebenskünste, Zeichen und Straßen. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach

Kreutzer, Winfried (²1991): Spanische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts in Grundzügen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft

Kronauer, Martin (2004): Integration, Gefährdung, Ausgrenzung: Spaltungen am Arbeitsmarkt und ihre Folgen für Bürgerrechte. In: Zilian, Hans G. (Hrsg.): Insider und Outsider. München: Hampp (S. 29-45)

Kronauer, Martin (2006): „Exklusion“ als Kategorie einer kritischen Gesellschaftsanalyse. Vorschläge für eine anstehende Debatte. In: Bude, Heinz; Willisch, Andreas (Hrsg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition (S. 27-45)

Krüger, Heinz-Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.) (1999): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich

Küther, Carsten (1976): Räuber und Gauner in Deutschland. Das organisierte Bandenwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

May, Anja (2006): Wilhelm Meisters Schwestern. Bildungsromane von Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag

Mollenhauer, Klaus (1991): „Klaus Mollenhauer im Gespräch mit Theodor Schulze“. In: Kaufmann, H.B. et al. (Hrsg.): Kontinuität und Traditionsbrüche in der Pädagogik. Ein Gespräch zwischen den Generationen. Weinheim und Basel (S. 67-82)

Mollenhauer, Klaus (2000): „Über die Schwierigkeit von Leuten zu erzählen, die nicht recht wissen, wer sie sind“. Einige bildungstheoretische Motive in Romanen von Thomas Mann. In: Dietrich, Cornelia; Müller, Hans-Rüdiger (Hrsg.): Bildung und Emanzipation. Klaus Mollenhauer weiterdenken. Weinheim und München: Juventa Verlag (S. 49-72)

Mollenhauer, Klaus (¹⁰2001): Einführung in die Sozialpädagogik. Probleme und Begriffe der Jugendhilfe. Weinheim und Basel: Beltz Verlag

Mollenhauer, Klaus (⁶2003): Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung. Weinheim und München: Juventa Verlag

Niedermayer, Franz (1964): Spanische Literatur des 20. Jahrhunderts. Eine kritische Darstellung. Bern und München: Francke Verlag

Niemeyer, Christian (²2005): Klassiker der Sozialpädagogik. Einführung in die Theoriegeschichte einer Wissenschaft. Weinheim und München: Juventa Verlag

Oelkers, Jürgen (1985): Die Herausforderung der Wirklichkeit durch das Subjekt. Literarische Reflexionen in pädagogischer Absicht. Weinheim und München: Juventa Verlag

- Oelkers, Jürgen (2009): Korrekturen der Jugend: Beobachtungen an neueren Romanen. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II. Bielefeld: transcript Verlag (S. 131-153)
- Pfeifer, Wolfgang (Hrsg.) (1995): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag
- Priem, Karin (2009): Literatur als Seismograph des Sozialen: Die Unruhezone als Ortsbestimmung der Adoleszenz bei Jonathan Franzen. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II. Bielefeld: transcript Verlag (S. 155-163)
- Rheinheimer, Martin (2000): Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450 – 1850. Frankfurt am Main: Fischer Verlag
- Ricken, Norbert (2005): „Unersetzbar ist das Wort der Dichter...“ Systematische Bemerkungen zum Verhältnis von Pädagogik und Literatur am Beispiel des Romans *Mann und Frau* von Zeruya Shalev. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Grenzgänge. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane. Bielefeld: transcript (S. 35-50)
- Rittelmeyer, Christian; Parmentier, Michael (³2007): Einführung in die pädagogische Hermeneutik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Roeck, Bernd (1993): Außenseiter, Randgruppen, Minderheiten. Fremde im Deutschland der frühen Neuzeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Rubiner, Ludwig (1988): Der Dichter greift in die Politik (1912). In: Rubiner, Ludwig (Hrsg.): Künstler bauen Barrikaden. Texte und Manifeste 1908-1919. Darmstadt: Neuwied (61-73, hier S. 62)

Stipsits, Reinhold (2008): „Neither risk nor fun“? Umwege sozialpädagogischer Theorie und (Jugend-) Forschung. In: Bogner, Romana; Stipsits, Reinhold (Hrsg.): Jugend im Fokus. Pädagogische Beiträge zur Vergewisserung einer Generation. Wien: Löcker Verlag (S. 37-55)

Stipsits, Reinhold (2009): Hoffnungslose Jugend? Zur Frage nach der Bedeutung von Jugend und ihren Aufstiegshoffnungen bei Elfriede Jelinek und Paulus Hochgatterer. In: Koller, Hans-Christoph; Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Figurationen von Adoleszenz. Pädagogische Lektüren zeitgenössischer Romane II. Bielefeld: transcript Verlag (65-78)

Varela Iglesias, Fernando Maria (2005): Panorama de Civilización Española. España y España en América. Wien: Facultas

Vogel, Berthold (2008): Überflüssige in der Überflussgesellschaft? Sechs Anmerkungen zur Empirie sozialer Ausgrenzung. In: Bude, Heinz; Willis, Andreas (Hrsg.): Exklusion. Die Debatte über die „Überflüssigen“. Frankfurt am Main: Suhrkamp (S. 154-160)

Waldwagner, Arnold (2009): Landstreicherlied (für Heinz Elm-Mann). In: Fähnders, Walter; Zimpel Henning (Hrsg.): Die Epoche der Vagabunden. Texte und Bilder 1900 – 1945. Essen: Klartext Verlag (S. 48)

Winkler, Michael (2006): Kritik der Pädagogik. Der Sinn der Erziehung. Stuttgart: Kohlhammer

Zimpel, Henning (2009): Bibliographie der Zeitschriften „Der Kunde“ und „Der Vagabund“. In: Fähnders, Walter; Zimpel Henning (Hrsg.): Die Epoche der Vagabunden. Texte und Bilder 1900 – 1945. Essen: Klartext Verlag (S. 273-275)

Internetverzeichnis

Muster, Wilhelm (1991): Nachwort zur deutschen Ausgabe von Paradox Rey.
Online im Internet: URL: http://www.uklitag.com/site/biography_new.php?id=54.
Zugriff am 20.10.2011

UCM (1998/99): Madrid siglos XIX y XXX. Facultad de Geografía e Historia de la
Universidad Complutense de Madrid. Online im Internet: URL:
<http://www.ucm.es/info/hcontemp/madrid/pio%20baroja.htm>. Zugriff am
25.11.2011

EUROSTAT (2010): Unemployment statistics. Online im Internet: URL:
[http://epp.eurostat.ec.europa.eu/statistics_explained/index.php/Unemployment_](http://epp.eurostat.ec.europa.eu/statistics_explained/index.php/Unemployment_statistics)
[statistics](http://epp.eurostat.ec.europa.eu/statistics_explained/index.php/Unemployment_statistics). Zugriff am 10.05.2012

tageszeitung (2006): "Sie werden viel zu tun haben". Online im Internet: URL:
<http://www.taz.de/1/archiv/archiv/?dig=2006/04/29/a0260>
Zugriff am 22.01.2012

Zusammenfassung

Die vorliegende Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Frage, wie marginalisierte Jugendliche in der Trilogie „Der Kampf ums Leben“ (1904/05) des spanischen Autors Pío Baroja dargestellt bzw. literarisch verhandelt wurden. Die Basis der Arbeit bildet die Diskussion um die Beschäftigung mit literarischen Texten in der Erziehungswissenschaft. Die Thematik der Exklusion wird zunächst anhand aktueller Theoriebildungen dargestellt, danach wird in einem historischen Rückblick auf marginalisierte Personen in der Vergangenheit (v.a. auf Vagabunden) eingegangen. Die methodische Vorgehensweise stützt sich auf erkenntnisleitende Fragestellungen, die der exemplarischen Analyse einen Rahmen geben sollen. Durch die Interpretation der drei Novellen soll ein Einblick in die Lebensverhältnisse von vagabundierenden Jugendlichen am Ende des 19. Jahrhunderts in Madrid gegeben und für die Sozialpädagogik relevante Aussagen getroffen werden.

Abstract

This thesis examines the issue of exclusion based on the trilogy „The struggle of life“ (1904/05) by the Spanish novelist Pío Baroja. The basis of the thesis shows the discussion how literary texts can be justified for educational science. The problem of exclusion is approached by current theories and discourses and in a retrospect, concentrating on vagabonds. A list of questions should establish the framework for the exemplary analysis, which, in conclusion, delivers an insight in the living conditions of adolescent vagabonds at the end of the 19th century in Madrid. Furthermore the analysis should point out relevant questions concerning the social pedagogical point of view.

Hiermit bestätige ich, dass ich die vorliegende Diplomarbeit selbständig und unter Verwendung der angegebenen Quellen verfasst habe.

Monika Maria Schett

Lebenslauf

Monika Maria Schett, geb. am 30.01.1985 in Hartberg

Ausbildung:

2000-2005: Handelsakademie Weiz, Fachrichtung "Internationale Wirtschaft";
Reifeprüfung am 21.06.2005

Seit 10.2005 Diplomstudium Pädagogik; 1. Diplomprüfung am 30.11.2007

Seit 03.2006: Diplom- bzw. Bachelorstudien der Romanistik (Spanisch) und
Orientalistik (Arabistik und Islamwissenschaft)

Berufliche Tätigkeiten und Praktika:

07. 2006: Praktikum im Flüchtlingsheim "Bruno-Kreisky-Haus" der Volkshilfe

07.2007: Teilnahme am Projekt "Back to the roots" des bmwfi mit
österreichischen und israelischen Jugendlichen in Wien

07.-10.2008: Studierendenberaterin im Referat Student Point, Universität Wien

07.2009: Volontariat im Österr. Kulturforum der Österr. Botschaft in Madrid

08.-10.2009: Studierendenberaterin im Referat Student Point, Universität Wien

01.-04.2010: Praktikum als Sozialpädagogin im Projekt "Caravan" im
Integrationshaus Wien

04.10.-07.11: Regelmäßige Vertretung als Sozialpädagogin im Projekt "Caravan"

Seit 04.10: Mitarbeiterin (Beratung, Webredaktion, etc.) im Referat Student
Point, Universität Wien

Universitäre Auslandserfahrungen:

10.-11.2007: Exkursion nach Tunesien, Institut für Orientalistik

05.2008: Exkursion in den Iran, Institut für Orientalistik

02.2009: Exkursion in den Jemen (u. Sokotra), Institut für Orientalistik

03.2009: Exkursion nach Pécs (Ungarn), Institut für Bildungswissenschaft

Sprachkenntnisse:

Ausgezeichnete Kenntnisse in Englisch und Spanisch

Gute Kenntnisse in Französisch

Basiskenntnisse in Arabisch und Türkisch